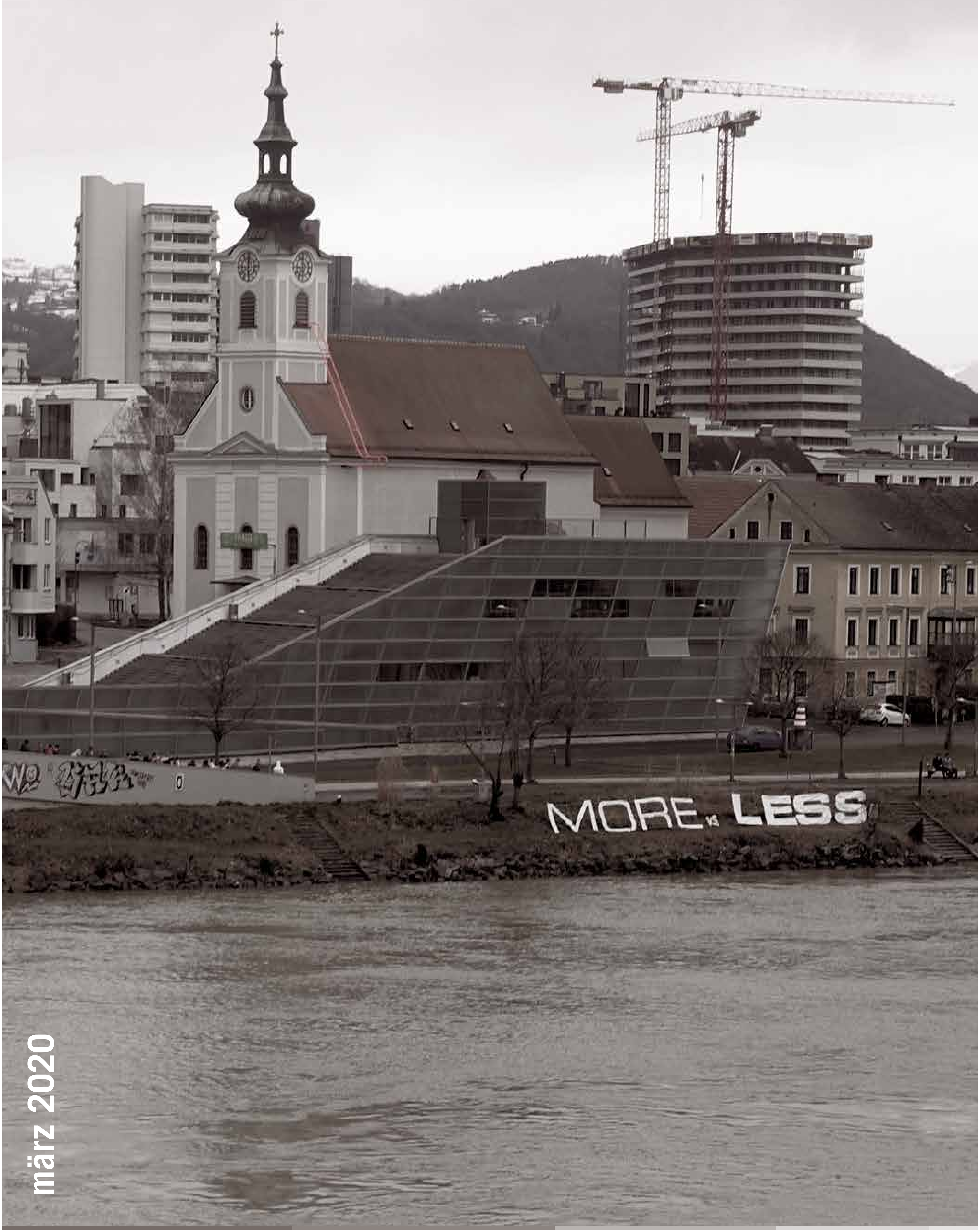
VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge *# 0125*



märz 2020

versorgerin Nr. / 125 / maerz 2020 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Zwei der erfolgreichsten Warensegmente auf dem Buchmarkt sind Lebensratgeber und Kochbücher. Es verwundert, dass – dem (Wider) Sinn kulturindustrieller Verdichtungs- und Verwertungslogik entsprechend – Hybride daraus nicht stärker präsent sind: »Sautieren statt Burn-Out«, »Thermomix: Ganzheitlich mit Touchscreen«, »Achtsamkeit in der Turbo-Küche«.

Das Marketing-Geplapper von »innovativen Trends«, das in Zeitungen dienstfertig rapportiert wird, täuscht in hektischer Betriebsamkeit Neuerungen vor, die aber die »ewige Wiederkehr des Neuen« (Benjamin) sind. Sie liefern Variationen des Bestehenden und bedienen eingeschliffene Schemata, die nur anders arrangiert, verpackt und beworben werden. Und weiter lasten die Traditionen toter Geschlechter wie ein Alp auf den Gehirnen der Lebenden (Marx).

Wenn substantielle Veränderungen außer Reichweite sind, laufen auch kritikaffine Geister Gefahr, ihre Kontroversen auf die Ebene der Interpretation zu beschränken. Ein Beispiel dafür ist die Idee, dass eine planvolle Neuregelung des Sprachgebrauchs ein mächtiger Hebel für gesellschaftliche Verbesserungen ist. Den Fetisch Sprachpolitik und die daraus resultierenden Worthülsen kritisiert *Marcel Matthies* und *Svenna Triebler* das Phänomen »gewaltfreie Kommunikation«.
In der Fortentwicklung literarischer Formen wiederum ist es durchaus so, dass neue Gedanken (Phantasien im emphatischen Sinn) konventionelle Formen zwangsweise überschreiten müssen. Für *Magnus Klaue* bewahren sie als Ausdruck reflektierter Spontaneität Wirklichkeitsspuren der Menschheitsgeschichte auf.
In den Bereich der Debatten über die Belange materieller Reproduktion begeben sich dagegen *Felix Riedel* mit seinem Text über die propagandistische Vereinnahmung von Bäurinnen und Bauern, sowie *Mathias Beschorner*, der den regressiven Charakter zentraler Ideen in der »Postwachstumsökonomie« hervorhebt.
Marina Wetzlmaier und *Thomas Rammerstorfer* beschäftigen sich in ihrem Text mit der Situation, dass die neue österreichische Bundesregierung das Frauen- und das Integrationsressort zusammengelegt hat, *Erwin Riess* thematisiert in einer neuen Groll-Geschichte die Pflegeindustrie, *Paul Schuberth* portraitiert ein vermeintlich fortschrittliches Musikinstrument und *Georg Wilbertz* die tatsächlich innovative Schlagzeugerin Katharina Ernst. *Barbara Eder* rezensiert für uns Christian Fuchs Versuch einer Marx-Relektüre unter digitalen Bedingungen, *Frederike Schuh* einen Sammelband über Marxismus und Frauenunterdrückung und *Tina Füchslbauer* ein neues Buch über Frauenhass und die Ethnisierung von Gewalt. *Melanie Letschnig* hat sich Jerneja Zavecs Film »YU? [Why you?]« angesehen und *Heinrich Anton Schule* lässt 10 Jahre »The Future Sound« in der Stadtwerkstatt Revue passieren.
Auch *Tanja Brandmayrs* abschließender Text handelt von Sprache – allerdings der automatisierten, wie sie im Vorjahr Gegenstand des Writing-Bot-Projekts »Unfinished Language« war.
Der Fokus aufs Unfertige führt wiederum zu Reflexionen über das Verhältnis von »Weniger und Mehr«, wie es im aktuellen Stadtwerkstatt-Jahresclaim »More (vs.) Less« aufscheint. Der Claim findet sich am Cover und ebenso bei einem von der STWST ausgeschriebenen Open Call – für die Showcase-Extravaganza STWST48x6 MORE LESS im September.

Manchmal ist weniger mehr. Und apropos halbleeres und/oder halbvolles Glas: Manchmal ist weniger auch leer. Der Skepsis gegen Verzichtsideologien und der Forderung nach mehr für Alle schließen wir uns jedenfalls gerne an.

Die Redaktion

Die Versorgerin als Buch

»Die Versorgerin als Buch« ist ein Zeitungs-, Buch-, Medien-, Archiv- und Kunstobjekt, das letztes Jahr anlässlich 40 Jahre STWST produziert wurde: Über die Versorgerin als »nur ein Buch« und die Ausstellung dazu in der Stadtwerkstatt ab Ende Mai 2020 schreibt *Tanja Brandmayr*.

Wie STWST-BesucherInnen und Versorgerin-LeserInnen nicht entgangen sein wird, hat die Stadtwerkstatt das Jahr 2019 anlässlich ihres 40-jährigen Bestehens unter die Devise einer intensivierten Archivrecherche gestellt. Und sie setzt auch in den Folgejahren die Archivarbeit fort – mit dem Bekenntnis zu »Stay Unfinished«, dem ausgerufenen Jahresclaim des Jahres 2019, und damit mit Mut zur programmatischen und nicht zuletzt künstlerisch intendierten Unabgeschlossenheit.

Hinsichtlich der seit den frühen 90er-Jahren von der Stadtwerkstatt herausgegebenen Zeitung Versorgerin – ja genau, der Zeitung, die Sie in Händen halten – wurde bereits seit längerer Zeit der Plan entwickelt, alle bis Ende 2019 erschienenen und noch vorhandenen Nummern mit jeweils einem Exemplar zu einem Buch binden zu lassen.

Die »Versorgerin als Buch« liegt nun vor. Sie war im Vorlauf und in all den analogen und digitalen Auffindungs- und Verarbeitungsprozessen der letzten Jahre bereits längerfristige Recherchearbeit, hat zum Durchsehen früherer, seit den 1990ern vorhandenen Ausgaben geführt, zum Lesen von Texten, zum Wiederauffinden von Ästhetiken und zum Reflektieren über Kunst, Kultur, Medien und Transformation – zwischen anderer Zeit und unglaublicher Aktualität.

Als Medium befindet sich die Versorgerin in permanenter Entwicklung. Sie berichtete als »Zeitung der Stadtwerkstatt« seit jeher nicht nur über Projekte, Entwicklungen und Medien des Hauses, sondern ist Teil einer größeren Medien-, Kunst-, Kultur- und Zeitgeschichte. Sie ist Stadtgeschichte und Wirkungskreis darüber hinaus, erschließt in diversen Nummern und Extranummern das nähere und fernere Stadtwerkstatt-Umfeld. Ab Mitte der 1990er-Jahre markiert die Versorgerin die Themen der in Entstehung begriffenen und immer noch im Haus Stadtwerkstatt arbeitenden Vereine servus.at und Radio Fro – etwa um das Jahr 2000 auch mit einigen Extranummern des »Verstärkers«.
Besonders in den letzten zehn Jahren erweiterte sich die Versorgerin und ihre reguläre Blattlinie der »Beiträge zur Transformation von Politik und Gesellschaft« um den Fokus einer kritischen Theorie der Gesellschaft. Die seit Jahren umfangreicher und zunehmend eigenständiger gewordene Zeitung vergrößerte sich ab 2015 zudem um ein ganzes Kooperationszeitungprojekt – »Die Referentin«.

Und nun wurde ein aus Zeitungen bestehendes Buchobjekt hergestellt, in einem Haus, das von Beginn an über Kunst, Musik und Subkultur mannigfaltige und reichhaltige ästhetische wie gesellschaftliche Reflexion bis Sprengkraft entwickelte. In einem Haus, das außerdem seit den 1980er-Jahren frühe Medienkunstgeschichte geschrieben hat. Das Buch ist groß, umfassend und wurde in einer limitierten Auflage von nur vier Stück hergestellt – ein Exemplar davon wurde gebunden, drei weitere verbleiben in Schraubzwingen, bis auf Weiteres ungebunden. Was die Zahl betrifft: Das hier im Subtitel anklingende »Nur ein Buch« vergreift sich nicht im Ton und trieft in pseudolyrischer Bedeutsamkeit, sondern bezieht sich tatsächlich auf die Stückzahl. Was das Medium betrifft: Trotz großen Umfangs und thematischer Progressivität handelt es sich hierbei um ein Bekenntnis zu einem gewissen kunstalchemistischen Transformationsprozess, zu einem funkelnden Qualitäts- und Quantitätszauber, und vor allem um ein unbestechliches Bekenntnis zu den medialen Basics, zu Robustheit, zu inhaltlicher Kostbarkeit und offenem Prozess.

Der Bestand der kompilierten Nummern ist nun zu diesem Zeitpunkt fast, aber nicht vollständig komplett. Hinsichtlich der einzelnen Ausgaben im Buch geht es bewusst um unkommentierte Vollständigkeit – um damit die reichhaltigen Schichten zu zeigen, aus denen verschiedene Entwicklungslinien immer wieder neu extrapoliert werden können. Ganz generell geht es auch heute noch in der Stadtwerkstatt um ein Bekenntnis zu Prozessen, die ihre eigene Materialität und Medialität ausstellen, und speziell mit diesem Buchobjekt auch um einen paradox scheinenden Rückgriff auf ein Medium, das mit Bild, Text, Schrift und Papier quasi zu den Quastenflossern der Mediengeschichte gehört.

Das alles stellt weitestgehend abgesteckte Referenzrahmen her, öffnet verschiedene Linien, Szenarien und Historizitäten an einem erkämpften Ort, an dem ästhetische Form, künstlerische Produktion und inhaltliche Kritik zugleich flexibel und zielgerichtet bleiben konnten und können. Mit der Stadtwerkstatt-Zeitung Versorgerin, sprich, mit dieser Schichtarbeit einer »Versorgerin als Buch«, und mit der Blattlinie »Beiträge zur Transformation von Politik und Kultur«, scheint jedenfalls diese Kompilation selbst wieder transformiert worden zu sein – indem die Versorgerin als Zeitungs- und Printmedium an diesem Punkt der Geschichte und im größeren Kunstkontext der Stadtwerkstatt selbst wieder zum Medium und offenem Kunstprojekt ausgerufen wurde. Als unteres Layer in diesem Projektsetting weisen die Buchobjekte in jedem Fall offen in die Vergangenheit wie in eine Zukunft: Das bereits gebundene Exemplar markiert den derzeitigen Stand. Die drei weiteren vorbereiteten, aber noch ungebundenen Exemplare warten in Schraubzwingen gepresst auf Anwachsen, Bindung und Relevanz zu einem späteren Zeitpunkt. Denn reguläres und weiterproduziertes Medium für sich bleibt die Versorgerin ohnedies.

Nach der Phase des Wiederaufspürens alter Print- und Digitalausgaben, nach der Umsetzung des Buchprojektes Versorgerin, wird nun in Folge das Buchobjekt, die Versorgerinnen selbst bzw. das eine oder andere darüber hinaus in den Jahren 2020ff eine neue Präsentationsform, oder auch eine künstlerische Weiterprozessierung erfahren. Die erste Präsentation wird im Mai eine Ausstellung des besagten Unikats und eine Versorgerin-Coverausstellung im Foyer der STWST werden. Herzliche Einladung, stay tuned.

DIE VERSORGERIN ALS BUCH UND 124 COVERS.
AB MAI 2020 IM STWST FOYER, 1. STOCK.

Das Buchobjekt, bzw das Exponat, versammelt bis zur Nummer 124 die Versorgerinnen im aktuellen Format. Weiters inkludiert sind die früheren Ausgabenformate der 1990er Jahre, die bis 2004 noch unter dem Namen »Versorger« erschienen sind. Auf den ersten Seiten dieses Buchobjektes finden sich als Bildindex außerdem sehr viele der 124 Covers der Versorgerin seit den 1990er Jahren – und damit auch ein Überblicks-Bildindex des Vorhandenen und Verschollenen mit Stand Jänner 2020.

Die Versorgerin als Buch: Ein Zeitungs-, Buch-, Medien-, Archiv- und Kunstprojekt von 2019 anlässlich 40 Jahre STWST
Auflage: 4 Stück – vorläufig 1 gebundenes Exemplar, 3 weitere Exemplare in Schraubzwingen
Projektidee, Umsetzung: STWST New Art Contexts, Versorgerin – namentlich: Franz Xaver, Tanja Brandmayr, Jakob Breitwieser, Claus Harringer. In Memoriam Kurt Holzinger, der die Versorgerin maßgeblich vorangetrieben hat.
Versorgerin: versorgerin.stwst.at, newcontext.stwst.at/discursive-media/versorgerin
Digitales Archiv: versorgerin.stwst.at, archive.stwst.at (ältere Nummern)

VERSORGERIN

»INTERESSANT« IST »LECKER« FÜRS GEHIRN: NICHT MIT UNS!

SPENDENAUFRUF!
SPENDENAUFRUF!
SPENDENAUFRUF!
SPENDENAUFRUF!

DIE VERSORGERIN IST GRATIS ERHÄLTLICH, WIRD KOSTENLOS VERSCHICKT UND DAS SOLL AUCH SO BLEIBEN.

Das bedeutet aber nicht, dass wir Spenden ablehnen: Wir freuen uns deshalb über Obolusse (in beliebiger Höhe), damit wir nicht demnächst unsere Fahrradkuriere nach Berlin, Kiel und Leipzig schicken müssen.

SPENDEN AN:

Konto: Kulturverein Stadtwerkstatt
AT25 1860 0000 1930 0763
VKBLAT2L
Verwendungszweck: »Spende Versorgerin«
(unbedingt anführen)
Rückfragen an versorgerin@stwst.at

Selbstbestimmt Leben trotz Konzernmacht?

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

Herr Groll und der Dozent eilten die Weissenwolffstraße in Linz entlang. Ihr Ziel war der Handelshafen an der Donau. Dort lösche ein Motorgüterschiff namens *Innovatie* seine Ladung, Schiffskapitän Dirk Hoonwiepel aus Alkmaar sei ein alter Freund von ihm und freue sich schon auf den Besuch, sagte Groll. Die Linzer Torte im Rollstuhlnetz sei ein Gastgeschenk. Als sie das Diakonissenkrankenhaus, ein Privatspital, passierten, berichtete der Dozent von einer Vorlesung an der Linzer Universität, die er am Vormittag gehört habe. Es ging um die Geschichte der europäischen Independent Living Bewegung und deren größte Bedrohung.

»Bekanntlich ging im Jahr 1989 der Kommunismus im Osten unter, im Westen wurde im selben Jahr das ›European Network on Independent Living (ENIL)‹ gegründet«, fuhr der Dozent fort. »Der europäische Ableger des weltumspannenden Independent Living Movement nahm von den USA Ende der 60er Jahre seinen Ausgang. Die Bewegung speiste sich aus Kriegsversehrten des Vietnam-Krieges, Aktivistinnen und Aktivisten der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung und behinderten Menschen, die sich in Berkeley, Kalifornien den Zugang zur universitären Ausbildung erkämpft hatten.«

»Wie immer wenn er doziert, steigert er unwillkürlich sein Marschtempo«, dachte Herr Groll und fuhr seinerseits schneller.

»Anfang der 70er Jahre breitete sich die Bewegung in mehreren Wellen in der angelsächsischen und skandinavischen Welt aus«, fuhr der Dozent fort. »Deutschland folgte in den 80er Jahren, die ersten Zentren bestanden in Bremen und Hamburg. Aktivistinnen und Aktivisten wie Theresia Degener, Udo Sierck, Franz Christoph, Hannelore Witkowski, Horst Frehe prägten die Szene. Der nunmehr 76-jährige Adolf Ratzka war lange Zeit die führende Persönlichkeit der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung. In ihm vereinigten sich die verschiedenen geografischen und inhaltlichen Stränge der Emanzipationsbewegung.«

Er habe von diesem Mann gehört, wisse aber nichts Näheres, sagte Herr Groll und beschleunigte das Tempo weiter.

»Durch Polio gelähmt, musste der junge Mann fünf Jahre in Heimen zubringen, weil es keine adäquaten Wohnungen gab«, setzte der Dozent fort. »Mit Hilfe eines Stipendiums des Freistaats Bayern bezog Ratzka ein rollstuhltaugliches Quartier auf dem Uni Campus in Berkeley. Auch die Kosten für persönliche Assistenz, den Rollstuhl und das Beatmungsgerät wurden durch das Stipendium getragen. So konnte der junge Mann am eigenen Leib die Befreiung aus drückenden Abhängigkeitsverhältnissen erleben und entwickelte sich zu einem Experten in eigener Sache. Er war auch an der Gründung der ersten Independent Living Center (ILC), das sind nichtprofitorientierte, von Betroffenen geführte Service- und Beratungsstellen mit bis zu hundert Klienten aller Behinderungsarten, beteiligt. In den USA existieren gegenwärtig 340 dieser Selbsthilfezentren. Später wechselte er nach Schweden, wo er seine Doktorarbeit zum Thema Barrierefreiheit und Selbständigkeit schrieb und die Stockholmer Independent Living Genossenschaft STIL aufbaute, die wiederum zum Kristallisationspunkt für viele behinderte Kolleginnen und Kollegen in ganz Europa wurde. Und er verfasste das Manifest ›Aufstand der Betreuten‹, das als eine Art Kommunistisches Manifest der autonomen behinderten Menschen gilt. Es handle sich um eine revolutionäre Emanzipationsbewegung, die das Ziel hat, behinderten Menschen individuelle und kollektive Macht zu verschaffen und diese auch auszubauen, so das Manifest. Daß zu diesem Zweck in einer Gesellschaft, die sich über Geld und Kapital definiert, die Verfügbarkeit über finanzielle Mittel für behinderte Menschen, die von den Arbeitsmärkten ferngehalten oder ausgebeutet werden, indem man sie mit Taschengeld abspeist, von grundlegender Bedeutung ist, versteht sich von selbst. Lieber Groll, würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir das Tempo reduzieren? Sie fahren mir zu schnell.«

»Wie Sie wollen.« Herr Groll ließ sich auf sein übliches Tempo zurückfallen.

»Jenseits von religiösen Zwängen, die behinderten Menschen das stille Ertragen ihres »Leidens« auferlegen und jegliche Rebellion dagegen verbieten, wie es im Welt-Katechismus der Katholischen Kirche heißt (die Endredaktion besorgte übrigens der Wiener Kardinal Schönborn), haben behinderte Menschen nur dann eine Chance auf ein würdevolles Leben, wenn sie ihre Befreiung aus patriarchalen Verhältnissen selbst in die Hand nehmen und sich vom Objekt der Fürsorge- und Sozialstaatsbürokratie zum politischen Subjekt erhöhen, dem die Welt und alle Lebenssphären vom Selbstbestimmten Wohnen und Arbeiten bis zur Sexualität offen stehen müssen«, setzte der Dozent fort.

»Das haben Sie schön gesagt«, fand Herr Groll anerkennende Worte.

»Was macht der Mann heute?«

»Ratzka lebt heute in Schweden, das schon vor zwanzig Jahren Großheime abbaute und behinderten Menschen ein Leben in Selbstachtung und zumindest teilweiser Chancengleichheit auf freier Wildbahn mit oder ohne Assistenz oder in kleinen Wohngemeinschaften ermöglichte. Seit einigen Jahren sind aber BehindertenaktivistInnen in Schweden – wie im übrigen Europa – in erbitterte Abwehrkämpfe gegen mächtige Pflegekonzerne und mit ihnen verbündete Sozialbehörden verstrickt, die vom selbstbestimmten Leben behinderter und alter Menschen nichts, von deren profitabler Verwahrung aber viel halten. Dabei stechen zwei französische Konzerne hervor: ORPEA betreibt 950 Großheime in Frankreich, Belgien, Deutschland, Italien, den Niederlanden, Luxemburg, Spanien, der Schweiz, China, Polen, Portugal, Tschechien, Brasilien und Österreich, fast gleichauf liegt die KORIAN-Gruppe, die in Deutschland Marktführer ist, mit drei Milliarden Euro Umsatz und 57 000 Beschäftigten, 910 Millionen Euro Gewinn und einer Umsatzrendite von 15 bis 30 %. In Österreich gehören neben anderen die Heime der Senecura-Gruppe zum Konzern.«

Sie waren fast am Hafen angekommen. An einer Kreuzung mußten sie anhalten.

»Die Pflegekonzerne realisieren Profite in einer Höhe, von denen in der klassischen warenproduzierenden Industrie schon lange keine Rede mehr sein kann. Gleichzeitig schreitet der Konzentrationsprozess des Pflege- und Gesundheitskapitals weiter voran. Eigentümer der Pflegekonzerne sind sogenannte institutionelle Anleger, also Versicherungen, private Rentenfonds und Finanzinvestoren. Ihre Politik ist je nach Situation hart bis geschmeidig und reicht von klassischen Methoden wie dem Verhindern von Betriebsräten, der Entlassung von GewerkschafterInnen, juristischen Maßregelungen (Frankreich, Deutschland, Österreich und viele andere Staaten) bis zu weicherem Vorgehen wie dem Auffangen von sozial- und arbeitsrechtlichen Forderungen durch Zugeständnisse in zweitrangigen Bereichen und dem Abschöpfen und Integrieren der Kritiker in die Geschäftsleitungen. Nicht wenige Personalchefs der Pflegekonzerne waren zuvor Aktivisten der Lohnabhängigen in Pflege- und Sozialeinrichtungen.«

»Wie August Wöginger von der Kurz'schen ÖVP; der vom Betriebsratschef des Roten Kreuzes in Oberösterreich als Klubobmann ins Parlament geholt wurde, wo er nun die Öffnung des Gesundheits- und Pflegesektors für das Privatkapital vorantreibt«, ergänzte Groll, nachdem sie die Straße überquert hatten und das erste Hafenbecken erreichten.

»Die Vortragende, eine deutsche Soziologin, betonte, daß es im Pflegesektor systematisch zu einem Unterlaufen der gesetzlichen Standards komme«, berichtete der Dozent weiter. »Die deutsche Gewerkschaft ver.di bezeichnet die Finanzinvestoren als ›Raubritter in der Pflege‹, weil sie beim Personal und beim Material skrupellos sparen. Leidtragende sind die Pflegekräfte und jene Menschen, die der Pflege bedürfen.«

Am Ende des Hafenbeckens lagen zwei Selbstfahrer. Am Heck des einen wehte eine holländische Flagge.

»Das internationale Pflegekapital ist unter den Feinden der autonomen Behindertenbewegung einer der mächtigsten« sagte Groll. »Die Auflassung von Großheimen und das Ende der Segregation im Wohnbereich sind zentrale Inhalte der UN-Behindertenrechtskonvention, die 2008 in Kraft trat, mittlerweile von 177 Staaten ratifiziert wurde und als völkerrechtlicher Überbau der Independent Living Bewegung gilt. In unabhängigen Monitoringausschüssen wird die Umsetzung der UN-Konvention in den einzelnen Staaten kontrolliert. Die Berichte werden von den Regierungen, besonders jenen in Osteuropa, gefürchtet, stellen sie ihnen doch vernichtende Zeugnisse aus. Aber auch Staaten wie Österreich, das bei der Auflösung von Sonderschulen und Großheimen sowie bei der Barrierefreiheit nicht vorankommt und sich bei der politischen Selbstvertretung und inklusiven Arbeitsmarktstrategien für behinderte Menschen versagt, kommen bei den Berichten schlecht weg. Unser Lebenskonzept ist das genaue Gegenteil von der Rolle, die das Pflegekapital uns zuweisen will. Jenes sieht uns nur als Objekte der Politik, unmündig, ohne Geldmittel und politischen Einfluß.«

»Und die Politik lässt Sie im Stich«, warf der Dozent ein.

»Mittlerweile haben nicht einmal mehr die Grünen selbst betroffene BehindertensprecherInnen und jene der NEOS, Fiona Fiedler, ebenfalls nicht betroffen, ist Sprecherin für behinderte Menschen und Tierschutz.«

»Ein schlechter Scherz!« erschrak der Dozent.

»Die traurige Wahrheit«, erwiderte Groll. »Vergessen wir bei all dem nicht, daß die SPÖ seit jeher keine betroffenen BehindertensprecherInnen nominiert. In ihren Augen sind behinderte Menschen offenbar zu blöd, um für sich und ihresgleichen eintreten zu können. Das machen dann nicht betroffene Funktionäre der Volkshilfe, die ihre Vereinsinteressen und nicht die der behinderten Menschen im Auge haben.«

Neben dem holländischen Selbstfahrer *Innovatie* erkannte Herr Groll auf dem Treppelweg einen großgewachsenen Mann. Er hatte die beiden Näherkommenden gesehen und winkte mit seiner Schiffermütze.

Erwin Riess liest aus seinem neuesten Roman »Herr Groll und die Donaupiraten« am 4. März in Wels / Alter Schlachthof, am 6. März in Krems / Literaturhaus. Beginn jeweils 19 h.

Weitere Lesungen:

26.3 Verein Miteinander, Linz
17.4 Reichenthal / Mühlviertel, Bücherei
21.4. Wiener Assistenzgenossenschaft WAG
7.5. Eferding Stadtbücherei, 15 h
28.5. Verein LOK, Wien

DIE VERSORGERIN KOMMT MIT DER REFERENTIN GRATIS ZU IHNEN NACH HAUSE!

EINFACH EIN E-MAIL MIT NAMEN UND ADRESSE SENDEN AN: versorgerin@servus.at

versorgerin.stwst.at

+

diereferentin.at

Onkel Bernds Macker-Internationale

Das Buch »Frauen*rechte und Frauen*hass. Antifeminismus und die Ethnisierung von Gewalt« hat *Tina Füchslbauer* gelesen.

Das vorliegende Buch stellt die erste Publikation des neu gegründeten Autor*innenkollektivs Feministische Interventionen (AK Fe.In) dar. Die Autorinnen* Eike Sanders, Anna O. Berg und Judith Goetz arbeiten zwischen Aktivismus, Wissenschaft und feministischen und antifaschistischen Themen bzw. publizieren sie unter anderem auch im Kontext des Forschungsnetzwerkes »Frauen und Rechtsextremismus«.

Gleich zu Beginn stellen sie klar, was eigentlich alle wissen sollten: »Feminismus ist eine sehr gute Sache.« (AK Fe.In 2019: 9) Traurig, dass das überhaupt noch erklärt werden muss. Aber notwendig, angesichts der Antifeminist*innen, die einer* das Leben schwermachen möchten.
Es folgt eine begriffliche Klärung des Antifeminismus. Dieser wird als Ideologie verstanden, die darin besteht, die herrschende, patriarchale Gesellschaftsordnung inklusive weißer Privilegien aufrecht zu erhalten. »Der aktuelle Antifeminismus geht zunächst einmal davon aus, dass Gleichberechtigung faktisch erreicht sei«, (ebd. 24) und dass die Maßnahmen zur Geschlechtergleichstellung schlichtweg zu weit gehen würden. Quotenregelungen sind, ebenso wie die Gender Studies, für Antifeminist*innen selbstredend unnütz, strukturelle Diskriminierungen werden geleugnet. Sowohl die Kritik an heteronormativen Lebens- und Begehrensformen als auch die Infragestellung der binären Geschlechterordnung zieht den Hass der Antifeminist*innen auf sich.

In anschaulicher Fäkalsprache wird uns vom AK Fe.in der Begriff der Toxischen Männlichkeit erklärt, wobei diverse Beschreibungen treffend und unterhaltsam formuliert sind. Dennoch kann Leser*innen angesichts des Umstandes, dass die »Macker-Internationale« (ebd.: 36) weltweit aktiv ist, schon mal das Lachen im Hals stecken bleiben.

Gekonnt stellen Berg, Goetz und Sanders Zusammenhänge zwischen Abtreibungsgegner*innen, Frauenhausgegner*innen, Väterrechtler*innen, Homophoben, Neonazis und sonstigen Arschlöchern her und zeigen, dass es dabei große personelle Überschneidungen gibt. Richtig zum Kotzen wird es dann beim Lesen des dritten Kapitels, das thematisiert, welch tödliche Ausmaße giftig gewordene Männlichkeit annehmen kann. Phänomene wie Pick up Artists, Incels (Involuntary Celibates) und Hate Crimes werden ebenso analysiert wie der extremste Auswuchs toxischer Männlichkeit, der antifeministische Terrorismus. Bei vielen Attentaten der letzten zehn Jahre erhielt das antifeministische Ausmaß des Handelns der Täter bislang nur unzureichend Aufmerksamkeit, weshalb die Analyse der Intersektion von Antifeminismus und Rassismus sowie Antisemitismus, welche das Autorinnen*kollektiv hier liefert, besonders wichtig ist.

Einer Ethnisierung von Gewalt wird, wie schon der Buchtitel verspricht, gleich von vorneherein eine Schranke gesetzt: »Der ‚Kulturkreis' der toxischen Männlichkeit ist weltumspannend, transnational und transreligiös und umfasst Männer aus christlich-fundamentalistischen Kreisen in den USA genauso wie Taliban oder weiße deutsche Atheisten aus Berlin und Göttingen, die finden, ohne sie drehe sich die Welt nicht weiter. Die Macker-Internationale ist vermutlich das umfassendste und allgemeingültigste kulturelle Gebilde, das wir kennen.« (Ebd.: 36) Dies im Kopf zu behalten ist wichtig angesichts der Mythen, die Rechtsextreme rund um Gewalt gegen Frauen* konstruieren. Die Kölner Silvesternacht 2015/2016 stellt dabei laut AK Fe.In aber nicht den Anfang, sondern lediglich die Kontinuität bereits zuvor da gewesener Narrative rund um gewalttätige nicht-weiße Männer, die weiße Frauen* bedrohen, dar. Das Bild der »weißen Frau als Opfer« (ebd.: 169) dient FPÖ und AfD zur »Politisierung und Mobilisierung der Mehrheitsgesellschaft.« (Ebd.) Fe.In dekonstruieren diese Narrative durch historische Kontextualisierung und erinnern an die Tatsache, dass das familiäre Umfeld für Mädchen* und Frauen* zumeist die größte Gefahr darstellt. Treffend stellen sie zu den imaginierten Gefahren, mit denen weiblich* sozialisierte Menschen aufwachsen, fest: »Sie [unsere Mütter] warnten also vor ‚dem fremden Onkel', der eine*n mit einem Bonbon in das Auto locken will und nicht vor Onkel Bernd, der statistisch gesehen vermutlich eine höhere Bedrohung darstellt.« (Ebd.: 173) Gewarnt werden wir weiters nicht vor Dummheiten wie dem Irrglauben, Emanzipation sei schlecht für Frauen*. Genau das versuchen Antifeminist*innen uns einzureden. Sie meinen, »[es] wird als befreiend empfunden, sich nicht emanzipieren zu müssen […], sondern sich klare Ordnungsmuster zurückwünschen zu dürfen« (ebd.: 183). Dass genau diese nicht zu einem besseren Leben für alle geführt haben, sollte sich mittlerweile allerdings zu Menschen aller Geschlechter durchgesprochen haben.

Rechtsextremismus ist nicht nur für Personen männlichen* Geschlechts attraktiv. Rechte Frauen* werden seit jeher unterschätzt, sowohl in Bezug auf ihr Gewaltpotential als auch auf ihre Rolle für rechte Gruppen. (Ebd.: 137 ff.) »Der Kampf um rassistische ‚Frauenrechte' vereint Männer* und Frauen* unter dem gemeinsamen Ziel, die binäre Ordnung und die eigenen Privilegien aufrecht zu erhalten, und projiziert die Bedrohung dieser nach außen: auf den ‚Anderen' als Täter und auf ‚den Feminismus' als zentrales Gesellschaftsproblem.« (Ebd.: 185) Fe.Ins Kritik trifft aber auch »linke Macker« (ebd.), die die Rolle rechter Frauen* oft nicht ernst genommen und sich darauf beschränkt haben, die Unterstützung rechter Frauen durch rechte Männer lächerlich zu machen.

Ein feines Buch, das nicht ungelesen im Bücherregal rumstehen sollte. Wem danach noch erklärt werden muss, warum Feminismus gut und notwendig ist, ist endgültig verloren. Bleibt nur zu hoffen, dass jene, denen die Privilegien »noch vor der Geburt zwischen die Beine gehängt« wurden (S. 28) und die nichts tun, damit auch Andere ein schönes Leben haben, sich an jener Stelle kräftig getreten fühlen.

Autor*innenkollektiv Fe.In (2019): Frauen*rechte und Frauen*hass. Antifeminismus und die Ethnisierung von Gewalt.
Berlin: Verbrecher Verlag.

Tina Füchslbauer hat Soziale Arbeit und Gender Studies studiert und lebt in Wien.

Ein Erbe aus Mehrdeutigkeiten

Mit »Marxismus und Frauenunterdrückung« ist unlängst die deutsche Übersetzung eines Buchs der US-Amerikanischen Soziologin Lise Vogel erschienen, in dem sie versucht, die spezifisch kapitalistische Form von Frauenunterdrückung zu fassen. Inwieweit ihr dies gelungen ist, analysiert *Frederike Schuh.*

Das Kapital hat kein intrinsisches Interesse an der Unterdrückung der Frau, vielmehr daran, ihre Mehrarbeit ebenso anzueignen wie die des Mannes. Unter der Herrschaft des Kapitals hat die Frauenunterdrückung nicht nur Bestand, sondern eine spezifisch kapitalistische Ausprägung. Diesen Widerspruch so zu denken, dass er die Perspektive auf die Befreiung der Frau frei gibt, ist das Programm aller sozialistisch-feministischen Ansätze. Lise Vogel stellt in *Marxismus und Frauenunterdrückung* zunächst einige dieser Ansätze vor, die in unterschiedlicher Weise auf die unbezahlte Hausarbeit als Ursprung der Unterdrückung der Frau zielen. Bei allen behandelten Autorinnen moniert sie den Mangel eines »eindeutigen theoretischen Status« der Hausarbeit. Dieses Problem versucht sie zu lösen, indem sie orientiert am *Kapital* die Ware zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchung macht und Hausarbeit als Reproduktion der besonderen Ware Arbeitskraft aus dem theoretischen Rahmen des Marxismus entwickelt. Dieser Fokus erlaubt ihr, die Widersprüche der Hausarbeit und die »gravierenden sozialen, psychologischen und ideologischen Phänomene der Frauenunterdrückung«[1] aus den materiellen Bedingungen der Reproduktion selbst abzuleiten. Insbesondere im *Kapital* findet sie Anhaltspunkte für diese Konzeption. Entscheidend sind die Marx'schen Begriffe der *individuellen Konsumtion*, die der *produktiven Konsumtion* vorausgehen muss, um Arbeitskraft immer wieder herzustellen und der *Wert der Ware Arbeitskraft*, der auf den Unterschied zwischen *notwendiger Arbeit* und der ausbeutbaren *Mehrarbeit* verweist.

Umso mehr überrascht, dass sie Engels vorwirft, bereits am Titel von *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates* sei erkennbar, dass der »Anspruch des Werkes bezüglich des Themas des Unterordnung der Frau«[2] begrenzt sei – weil es auch Privateigentum und Staat betrachte, also die Bedingungen, denen ihre zentralen Begriffe entspringen.
In ihrer abschließenden Bemerkung scheint sie den von ihr angeführten ‚sowjetischen Kommentatoren' zuzustimmen, dass es sich bei der von Engels implizierten relativen Autonomie von Verwandtschaftsver-hältnissen gegenüber den gesellschaftlichen Bedingungen von Produktion und Reproduktion um eine Zumutung handelt.

Dieser Einschätzung mag man zustimmen oder nicht – Engels Verschulden sind biologische Fortpflanzung, die mit ihr verbundenen Verwandtschaftsverhältnissen und der für sie notwendige heterosexuelle Geschlechtsverkehr jedenfalls nicht. Hier fällt Vogel weit hinter ihren Anspruch zurück, nicht konkrete Gesellschaften sondern die kapitalistische Produktionsweise zu analysieren: ihre These, dass es zur Reproduktion der Arbeitskraft weder der Heterosexualität, biologischer Fortpflanzung, Familienformen oder generationeller Erneuerung bedarf, ist nur haltbar, wenn man davon ausgeht, dass es ein Außen der kapitalistischen Produktion gibt, in dem sich ‚direkte Produzenten' auf magische Weise materialisieren, um dann zur Reproduktion der Arbeitskraft ins Innen der kapitalistischen Produktion verfrachtet zu werden. Damit widerspricht sie ihrer eigenen Diagnose, dass die Fähigkeit der Frauen Kinder zu gebären gerade Quelle ihrer Unterdrückung ist, weil es sich dabei um die Reproduktion neuer ‚unmittelbarer Produzenten' handelt – deren analytische Kraft bleibt davon jedoch unberührt. Sie kann zeigen, dass sich die spezifisch kapitalistische Unterdrückung der Frau aus dem Widerspruch zwischen der Gleichheit als Lohnarbeiterin – deren Arbeitskraft genauso ausgebeutet werden kann wie die ihres männlichen Pendants – und der Notwendigkeit des Austragens und Erhaltens einer neuen Generation von Lohnarbeitern, das die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft zumindest teilweise einschränkt, generiert. Von den Konsequenzen dieser Einsicht will sie jedoch nichts wissen: sie formuliert zwar die Notwendigkeit einer Analyse der konkreten Lage der Frau und deren historischer Genese, wo diese ansteht, zieht sie sich jedoch auf die Position zurück, Theorie als Theorie wäre notwendig so abstrakt, dass sie eine solche gar nicht leisten könne.

Obwohl sie es als eines der Phänomene hervorhebt, die sowohl Marx und Engels, als auch Lenin aufgreifen, hat sie selbst deswegen zu Prostitution ebenso wenig zu sagen, wie zur konkreten Gewalt, mit der Männer aller Klassen ihre Herrschaft über Frauen durchsetzen.
Unter einer umfassenden Theorie versteht Vogel letztlich nicht mehr und nicht weniger als einen Marxismus, der die Frage der Frauenunterdrückung als Frage der kapitalistischen Produktionsweise stellt. Die Stärke dieses Ansatzes ist zugleich seine Schwäche: die ahistorische Betrachtungsweise öffnet zwar den Blick darauf, dass Hausarbeit nicht notwendigerweise Frauenarbeit ist, übersieht in der Folge aber, dass sie es ungeachtet dieser Erkenntnis real ist – die Frauenfrage ist keine mehr, nicht weil sie beantwortet wurde, sondern weil sie kein Subjekt mehr hat. Ihre These, dass reproduktive Tätigkeiten nicht restlos kommodifizierbar seien, wie z.B. das Austragen und Gebären von Kindern, wird durch die zunehmende Verbreitung von Leihmutterschaften und biotechnologischer Eingriffe in die »generationelle Erneuerung« widerlegt. Auch hier zeigt sich, dass es ihrer Untersuchung zuträglich gewesen wäre, sich für die gegebenen historischen und gesellschaftlichen Bedingungen ihres Gegenstands zu interessieren.
Originär feministischen Absichten hat diese Perspektive wenig anzubieten – ohne klaren Subjekt- oder Erfahrungsbegriff gibt es nichts worauf sie zielt, sie verharrt im luftleeren Raum, den sie sich mit ihrem hohlen Theoriebegriff selbst geschaffen hat.

Lise Vogel **»Marxismus und Frauenunterdrückung. Auf dem Weg zu einer umfassenden Theorie«**. Unrast, Münster, 2019.

---

[1] Lise Vogel »Marxismus und Frauenunterdrückung. Auf dem Weg zu einer umfassenden Theorie«. Unrast, Münster, 2019. S.64.

[2] Ebd. S.121.

Frederike H. Schuh hat Philosophie, Politikwissenschaften und Soziologie studiert, arbeitet als Lektorin und ist Herausgeberin der *Tsveyfl – dissensorientierte Zeitschrift.*

Frauenpolitik mit türkiser Brille

Das neue Frauen- und Integrationsressort – kritisch beäugt

von *Marina Wetzlmaier* und *Thomas Rammerstorfer.*

»Warum das bei der ÖVP ist, ist mir rätselhaft. Inhaltlich hätte ich das viel lieber bei den Grünen gesehen«, meint Claudia Glössl, langjährige feministische Aktivistin aus dem oberösterreichischen Wels. Sie hätte sich auch wieder ein eigenständiges Frauenministerium gewünscht, der Bedeutung der Sache entsprechend: *»Das Thema Frauen ist ja kein Minderheitenprogramm, sondern ein Mehrheitenprogramm.«*

Von der neuen Frauen- und Integrationsministerin Susanne Raab erwartet sie sich wenig. Eine Meinung, die auch Migrantinnenorganisationen teilen. Nicht nur deshalb, weil Raab nicht unbedingt als Feministin bekannt ist (stattdessen lehnte sie es in einem Interview sogar ab, sich so zu nennen). Schon bei ihrer Nominierung war klar, dass unter ihr als Integrationsministerin die türkise Linie »Integration durch Leistung« weitergeführt werden wird. So steht es auch im Regierungsprogramm. Mit dem Thema Integration befasste sich Raab bereits im Team von Sebastian Kurz, als dieser noch Staatssekretär war. Später wurde sie im Außenministerium Sektionschefin der Abteilung Integration. An den Verschärfungen des Integrationsgesetzes inklusive Verhüllungsverbot sowie an der Entstehung des Islamgesetzes war sie beteiligt. So überrascht es nicht, als Raab eines ihrer Ziele für die ersten hundert Tage als Integrationsministerin nennt: Nämlich die Ausweitung des Kopftuchverbots auf Schülerinnen bis zum vollendeten 14. Lebensjahr.

So wird also die Zusammenlegung von Frauen- und Integrationspolitik verstanden. Weiterhin wird es darum gehen, »Frauen vor ausländischen, muslimischen Männern schützen zu wollen«, wie es die Mitarbeiterin einer Wiener Frauenorganisation formuliert. Oder wie Raab es nennt: vor »patriarchal geprägten Kulturen«, die in einem »hohen Ausmaß« zu uns kämen. Damit drückt die ÖVP indirekt aus, wie vermeintlich überlegen die »österreichische Kultur« gegenüber anderen Gesellschaften sei, wie liberal, aufgeklärt und vor allem frei von Gewalt gegen Frauen.
Frauenhäuser und -organisationen widersprechen diesem einfachen Schwarz-Weiß-Denken, aber das passt nicht in das konservative heile Wertebild der Türkisen. Stattdessen gibt es verpflichtende Wertekurse für Migrant*innen, mit Inhalten von der Gewalten- bis zur Mülltrennung. Der Ausbau dieser »Integrationsangebote« steht auch im neuen Regierungsprogramm. Sanktionen bei »Verweigerung« inkludiert. In Bezug auf Gewaltschutz finden sich einige unerklärbare Punkte, wie die Forderung nach einem Verbot von Zwangsheirat und Frauenhandel: Die sind ohnehin verboten. Alte Anregungen aus dem Gewaltschutz lässt man hingegen aus, beispielsweise ein verpflichtendes Modul in der Richter*innen-Ausbildung zum Thema Gewalt gegen Frauen. Claudia Glössl meint, es stehe auch viel Positives im Regierungsprogramm, nur sei die Art der Umsetzung oft sehr vage angedeutet, viele Formulierungen recht allgemein gehalten. Ausnahme bilde die Senkung der Tamponsteuer.
Gerade der Ansatz, mit dem das neue Integrationsministerium Frauenpolitik betreiben will, ist nicht frei von patriarchalen Mustern. Ideologische Kämpfe werden am Körper der Frau ausgetragen. Der weibliche Körper wird instrumentalisiert, reguliert, zum Politikum gemacht und der öffentlichen Debatte ausgesetzt. Durch Kleidungsvorschriften ebenso wie durch Kleidungsverbote. Schon jetzt ist das Kopftuch im öffentlichen Diskurs mit negativen Assoziationen besetzt, was die Frauen zur Zielscheibe von Beschimpfungen und Diskriminierung macht. Einige nehmen ihr Tuch im Job mittlerweile ab, aus Angst vor schlechten Erfahrungen oder weil es ihnen unangenehm ist, als »anders« wahrgenommen zu werden. Andere setzen es »jetzt erst recht« auf.

Susanne Raab will ihr Hauptaugenmerk auf migrantische Frauen legen, nennt sie »Motoren der Integration«. Damit hat sie nicht unrecht. Dass Migrantinnen wichtige Multiplikatorinnen sind, wurde bereits in wissenschaftlichen Studien belegt und ist gelebte Praxis. Daher wurde es Zeit, anzuerkennen, dass Frauen eine wichtige Rolle in der Bildung und Integration ihrer Kinder, Familien und Communities spielen. Frauen geben laut Studien die Bildung, die sie erhalten, stärker an ihre Kinder und Enkelkinder weiter, als Männer dies tun. Daher müssten Maßnahmen zur Stärkung und Selbstbestimmung der Frauen über »die reine Symbolpolitik des Kopftuchverbots hinausgehen«, wie es die Wissenschafterin Judith Kohlenberger von der Wirtschaftsuniversität Wien fordert. Nur so könnte Frauenpolitik für Migrantinnen auf deren Bedürfnisse ausgerichtet werden. Stattdessen bleibt die muslimische Frau im öffentlichen Diskurs nur über das Kopftuchthema sichtbar. Gilt als Opfer ebenso wie als Feindbild. »Ernstgemeinte Gleichstellungspolitik für Musliminnen müsste dort ansetzen, wo sie den Frauen zugutekommt«, sagt Kohlenberger.
»Und zwar in Form von flächendeckenden Ganztagsschulen, einer fairen Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit und Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie.«

Erinnerungen an ein eigenständiges Frauenministerium: Johanna-Dohnal-Platz

Positiv ist immerhin, dass das Regierungsprogramm den »Integrationsmaßnahmen für Frauen« ein eigenes Unterkapitel widmet und durchaus sinnvolle Ziele vorsieht. Mehr Deutschkurse mit Kinderbetreuung etwa oder mehr Sensibilisierung für Frauengesundheit, auch wenn es sehr vage bleibt, was unter »Sensibilisierung« verstanden wird. Frauenorganisationen und Wissenschafterinnen betonen, dass vor allem geflüchtete Frauen mehr psychosoziale Unterstützung brauchen. Nicht nur zur Bewältigung von Fluchttraumata, sondern auch um mit dem vielfachen Druck, der auf ihnen lastet, umgehen zu können. Sie stehen zwischen den Forderungen der Mehrheitsgesellschaft, sich »gefälligst zu integrieren«, und den Erwartungen des familiären Umfeldes.

Mehr Anregungen zu einer Frauenpolitik, die Migrantinnen ernst nimmt und tatsächlich inkludiert, gibt es, neben der Wissenschaft, auch von der Zivilgesellschaft. Die »Resolution zur Inklusion geflüchteter Frauen« der Plattform *Menschen.Würde.Österreich* enthält weitere Forderungen zu den Bereichen Gesundheit bis Arbeit. Gendersensible Dolmetscher*innen im Bildungs- und Gesundheitssystem und in Behörden beispielsweise oder die rasche Anerkennung von Abschlüssen. Denn zu den großen Herausforderungen gehört, dass gut ausgebildete Frauen wie etwa aus Syrien oder dem Iran oft unter ihrer Qualifikation arbeiten. Die Verknüpfung von Integration und Frauenagenden böte viel Potenzial, die Situation migrantischer Frauen tatsächlich zu verbessern. Doch dazu bräuchte es eine andere Sichtweise und Einstellung als bisher, und die Vorzeichen zu solchen Veränderungen stehen unter der neuen Integrationsministerin schlecht.

Ob jemand integriert ist oder nicht, wird weiterhin gerne an Oberflächlichkeiten und Äußerlichkeiten festgemacht. Dass verschiedene Identitäten möglich sind, wird man in Österreich wohl nie begreifen, auch nicht im neu geschaffenen Integrationsministerium. Dass es Frauen gibt, die zugleich religiös, muslimisch und österreichisch sind. Und emanzipiert! Oder dass man die eigene Herkunft nicht aufgeben muss, um sich in Österreich heimisch fühlen zu dürfen.
Raab sieht die Frauen durch die türkise Brille. Das Hauptproblem seien nicht bestehende Ungerechtigkeiten, gar Sexismus, sondern sei die Bedrohung durch das »Fremde«. Frauen mit Migrationshintergrund begegnet man mit gönnerhaftem Paternalismus. Will ihnen helfen, ohne nach ihren Lebensrealitäten und Bedürfnissen zu fragen. Eine »Frauenpolitik«, die weder dies- noch jenseits des Kopftuchs nützlich ist.

Exkurs: Das Frauenministerium in der Regierung

Die Geschichte beginnt 1979. Eine gewisse Johanna Dohnal wurde »Staatssekretärin für allgemeine Frauenfragen«. Dohnal kam aus schwierigen Verhältnissen, ein uneheliches Kind, aufgezogen von der Großmutter, Geld gab es nur für das Allernötigste, Schulbildung zählte nicht dazu. Der Hochzeit mit 18 Jahren folgte die Geburt zweier Kinder, Arbeitslosigkeit, aber auch das zunehmende Engagement in der SPÖ, speziell zur Situation der Frauen. In den 1970ern stieg sie zur führenden Frauenpolitikerin Österreichs auf, mit dem vorläufigen Karrierehöhepunkt Staatssekretärin in der Regierung Kreisky IV. 1990 folgte das »eigene« Frauenministerium, weltweit eines der ersten seiner Art. Vom Anfang an stand das Ministerium und speziell die Ministerin im Kreuzfeuer der erstarkenden FPÖ, aber auch der Reaktionäre der eigenen Partei, was letztendlich zu Dohnals Ablöse 1995 führte. Ersetzt wurde sie durch Helga Konrad, von der vor allem die »Ganze Männer machen halbe-halbe«-Kampagne in Erinnerung blieb. Barbara Prammer folgte ihr in der Regierung Klima, die mit der Bildung der ersten schwarz-blauen Koalition ihr Ende fand – ebenso wie das halbwegs eigenständige Frauenministerium. Die Frauenagenden wanderten in das neue »Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen«, wo sie bestenfalls eine Nebenrolle spielten. Kurzzeitig unter der Regie von Elisabeth Sickl (FPÖ), gefolgt von ihrem Parteikollegen Herbert Haupt, der somit als Österreichs erster Frauenminister galt. Der in vielerlei Hinsicht kuriose Haupt wurde 2003 erlöst. Die Frauen wanderten nun ins Gesundheitsministerium unter Maria Rauch-Kallat. Nach dem Ende von schwarz-blau/orange wurden die Fraueninteressen in der Bundesregierung wieder Sache der SPÖ. Gabriele Heinisch-Hosek, Sonja Hammerschmid, Sabine Oberhauser und schließlich Pamela Rendi-Wagner waren in unterschiedlichen Ressortkonstellationen dafür verantwortlich, namentlich im Kanzleramts-, Bildungs- und Gesundheitsministerium. Eine ministerielle Hauptrolle wie in den 1990ern war den Frauen nicht mehr vergönnt. Die Wandertage wurden unter türkis-blau fortgesetzt, zuständig war bis Jänner 2018 Gesundheitsministerin Beate Hartinger-Klein (FPÖ), bis zum Ende der Regierung nach »Ibiza« dann noch Kanzleramtsministerin Juliane Bogner-Strauß, gefolgt von Ines Stilling in der Beamtenregierung. Und nun: Susanne Raab.

Marina Wetzlmaier ist freie Journalistin und lebt in Wels/OÖ
wetzlmaier.wordpress.com

Thomas Rammerstorfer ist freier Journalist und lebt in Wels/Oberösterreich. Inhaltliche Schwerpunkte sind Rechtsextremismus, Migration, Jugendkulturen, Türkei. Im Mai '19 erschien sein neues Buch »Die Macht des Diyanet. Das türkische Präsidium für Religion« (mit Marina Wetzlmaier).

Ankommen als offener Prozess

Mit »YU? [Why you?]« hat die Regisseurin Jerneja Zavec gerade einen Portraitfilm fertig gestellt, in dem die Geschichten von sechs Künstler*innen erzählt werden, die alle aus verschiedenen Regionen des ehemaligen Jugoslawien stammen. *Melanie Letschnig* hat ihn sich angesehen.

Wie es ist, wenn das Leben von einem Ort zum nächsten wandern muss, wie sich Vergangenheit und Gegenwart identitätsstiftend zusammenschließen und wie künstlerische Mittel in Anschlag gebracht werden, um zu vermitteln, was eine* tagtäglich beschäftigt, ist Thema von Jerneja Zavec' Film YU [WHY YOU?]. Eröffnet wird er mit einem Zusammenschnitt kurzer Einstellungen, in denen die Protagonist*innen über ihr In-Österreich-Sein sprechen, das mitbestimmt wird von einer fluiden Existenz zwischen dem jetzigen Hier und einem früheren Dort. Einige von ihnen sind freiwillig nach Österreich gekommen, eine von ihnen ist hier als Tochter kroatisch-simbabwischer Eltern geboren, manche hat der Krieg hierher geführt. Aus den Anfangsstatements geht hervor, wie komplex sich Migrationsgeschichte lebt. Ein Changieren diverser biographischer Einschlüsse, die nun die Existenz in Österreich anleuchten, ist prägend und spiegelt sich im Tun jeder* Einzelnen wider.

Statement von Đejmi Hadrović vor einem Still aus ihrem Film ZAHIDA IS A FEMINIST (2016)

Identität tätigen

Die Gesprächspartner*innen von Jerneja Zavec eint nicht nur die Herkunft – es war einmal Jugoslawien –, sondern auch das Performative, der Aktionismus als Arbeit und Lebensinhalt. Menschen brauchen die Kunst, sagt die Tänzerin Jerca Rožnik Novac an einem sonnigen Tag vor der Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz, weil die Kunst uns Menschen aus unterschiedlichen Perspektiven zeigt. Damit greift Rožnik Novac die Vielseitigkeit auf, die Identität neu arrangiert, wenn mensch mit dem Wechsel des Lebensmittelpunkts Grenzen überschreiten muss. »I am a Muslim« heißt es im Video CROSSING BORDER (2015)[1] von Đejmi Hadrović, das in YU ausschnittsweise angespielt wird. Zu sehen ist die Künstlerin vor einer grauen Wand, bekleidet mit einer Bundfaltenhose, engem langärmligen Top und Kopftuch. Sie zündet sich eine Zigarette an, während das zitierte Credo als sich wiederholendes Mantra Zeile für Zeile auf ihren Körper projiziert wird und sie die Worte auch spricht, nachdem sie das Kopftuch zu einem Schal drapiert hat. Hadrović wiederholt den Satz, bis die Zigarette fertig geraucht ist und verdeutlicht durch die abwechslungsreiche Intonation, dass »I am a Muslim« nichts mit der Holzschnittlogik von Stereotypisierungen zu tun haben kann, sondern als Identität Gemeinschaft und Individualität gleichermaßen anspricht.

Thematisiert wird in YU auch eine bisweilen unerwartete Freiheit, zum Beispiel in Bezug auf sexuelles Begehren, das sich seinen Weg bahnen kann, weil es erkannt und lebbar wird. So beschreibt es Xhejlane Rexhepi, die mit ihrem Körper aktivistisch Fragen zu Biopolitik, Sexismus, Rechten von LGBT-Personen stellt. Sexualität offen leben zu können ist denn auch nur ein Beispiel für die Erweiterung des eigenen Aktionsradius. Ein weiteres Beispiel für die Ausdehnung der persönlichen Möglichkeiten gibt Dafina Sylejmani, wenn sie darüber spricht, wie ihre kosovarische Identität durch die Lebenserfahrungen, die sie seit dem Wechsel des Standorts gesammelt hat, aktualisiert wird. Nicht die Anpassung ist erstrebenswert, sondern ein Bei-sich-Bleiben.

Zusammenschlüsse

An einer Stelle des Films konstatiert Xhejlane Rexhepi auch, dass Kunst als Profession für Migrant*innen oft eine Möglichkeit darstellt, in Österreich Fuß zu fassen und dieses Sich-verankern durch Kooperationen maßgeblich gefördert wird. Im Fall von Rexhepi betrifft dies zum Beispiel die wiederholte Zusammenarbeit mit dem Verein *maiz*.[2] Dass Organisationen und Medien, die dezidiert Menschen mit Migrationsgeschichte ansprechen, wichtig sind, um sich zu vernetzen, sich nach eigenen Vorstellungen zu präsentieren und nicht durch eine ignorante Mehrheitsgesellschaft repräsentiert zu werden, verdeutlicht auch Elisabeth Mtasa Taruvinga, die über ihre beruflichen Anfänge bei *M-Media (Diversity Media Watch Austria)* und *fresh* berichtet, dem Magazin für *Black Austrian Lifestyle*, das 2014 gegründet wurde. Diese Sichtbarmachung ist auch zentrale Motivation für ein Projekt Taruvingas mit dem Titel *fluoreszierendes schwarz*, in dem sie die Geschichten jener Schwarzen in Österreich aufzeichnet, die ab den 1990er Jahren durch Polizeigewalt getötet wurden und in beschämender Weise zunehmend in Vergessenheit geraten.

Bilder: Jerneja Zavec

Dafina Sylejmani aka Dacid Go8lin

Sich intersektional feministisch zusammenzuschließen, zu stärken und miteinander Dinge auf den Weg zu bringen, ist ein Projekt von Duffy Sylejmani aka Dacid Go8lin. Sie ist Gründerin des politischen Partykollektivs FEMME DMC, das seit ein paar Jahren die Clubs in Österreich um Rap, Beats und heavy dancing bereichert und so in eine Domäne vordringt, die allzu oft immer noch von Männern als Exklusivfeld angesehen wird. Auch Elisabeth Mtasa Taruvinga schmeißt mit ihrem Kollektiv *Bad&Boujee* Partys – mit Soli-Anspruch. Nicht immer ist dieses hart erarbeitete Potential abrufbar, oft mangelt es an finanziellen Mitteln, wie Selma Ljubijankic in Bezug auf Partyorganisation in Linz feststellt. Sie arbeitet oft mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten und stellt ganz klar fest, dass sich gesellschaftlich noch viel tun muss, damit Menschen in Österreich gleichberechtigt leben können. Dass gewählte Politiker_innen – der damals türkis-blauen Regierung – per Abwertungsrhetorik und durch konkrete soziale Maßnahmen, die Existenzen gefährden und zerstören, Geflüchtete zum primären Feindbild stilisieren, zieht sich als roter Faden auch in die jetzige Koalition der Kanzlerpartei mit den Grünen. Es ist die Zeit der Verachtung von Menschenleben als Regierungsbedingung.

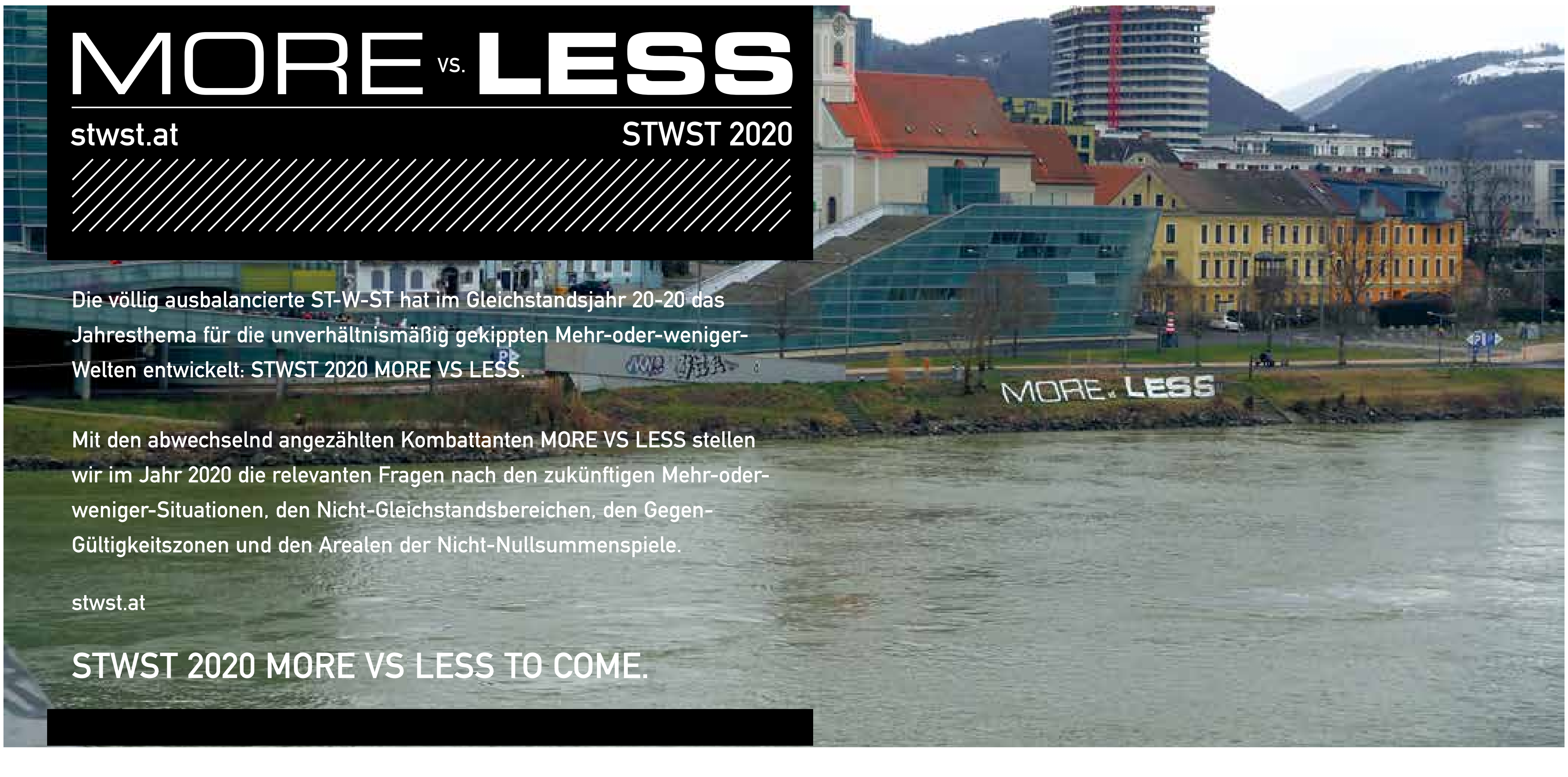
Die Protagonist*innen von YU zeichnen vor der Kamera gemeinsam mit der Regisseurin Jerneja Zavec intime Bilder ihrer selbst. Sie geben große Stücke von sich preis, ich hänge an ihren Lippen, ihrer Mimik und Gestik, wenn sie ihre Lebensentwürfe und die Einflüsse darauf im Sprechen reflektieren. Ergänzt um Videoausschnitte, die ihr Schaffen dokumentieren, ergibt YU im Ganzen ein aufmerksames Portrait junger Frauen* und vieldimensionaler Lebenszusammenhänge, die sich durch Aktion und Selbstbestimmtheit auszeichnen.
Am 1. Februar 2020 hat YU im Rahmen eines von FIFTITU% organisierten Abends im Röda in Steyr endlich Weltpremiere gefeiert.

---

[1] Das Video kann unter diesem Link angeschaut werden: *https://vimeo.com/153306268*, aufgerufen am 21. 2. 2020

[2] Etwa 2013 unter dem Motto »Eating Europe« im Rahmen der WienWoche. Eindrücke von der Prozession des Rebelodroms können hier gesammelt werden: *https://www.youtube.com/watch?v=6ivzzE3VRLg*, aufgerufen am 20. 2. 2020

Melanie Letschnig unterrichtet Filmtheorie und -analyse am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Uni Wien und sie ist Trainerin für Deutsch als Zweitsprache am bfi.



Camera obscura 4.0

Nach »Marx lesen im Informationszeitalter« von 2017 präsentiert Christian Fuchs aktuell mit »Rereading Marx in the Age of Digital Capitalism« eine weitere Relektüre, die den Fallstricken der undialektischen Analyse entkommt. Von *Barbara Eder.*

Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts formulierte der Philosoph Ludwig Feuerbach erste Zweifel an einem dazumal populären Gemeinplatz für Prozesse wissenschaftlicher Erkenntnisgenerierung. Bis zum epochalen Bruch mit der vorherrschenden Strömung des transzendentalen Idealismus galt die Camera obscura als ideales Modell für eine szientistische Weltbeobachtung. Bei den Projektionen mithilfe dieses bereits im 13. Jahrhundert bei Sonnenbetrachtungen eingesetzten Apparats erschien das Abbild eines auf einem materiellen Träger gebannten und von Licht durchfluteten Bildes seitenverkehrt auf der anderen Seite eines abgedunkelten Raumes. Spitzfindige Köpfe wollten darin die Externalisierung eines ansonsten bloß in der Vorstellung gegebenen Objekts und damit eine mit technischen Mitteln bewirkte Ausweitung des menschlichen Bewusstseins erkannt haben. Karl Marx hingegen wies mit der frühen Apparate-Analogie auch das dazugehörige Denkmodell zurück: an obskuren Bildern wie diesen musste etwas verrückt sein, musste sich ein verkehrtes Bild der Netzhaut aufgeprägt haben.

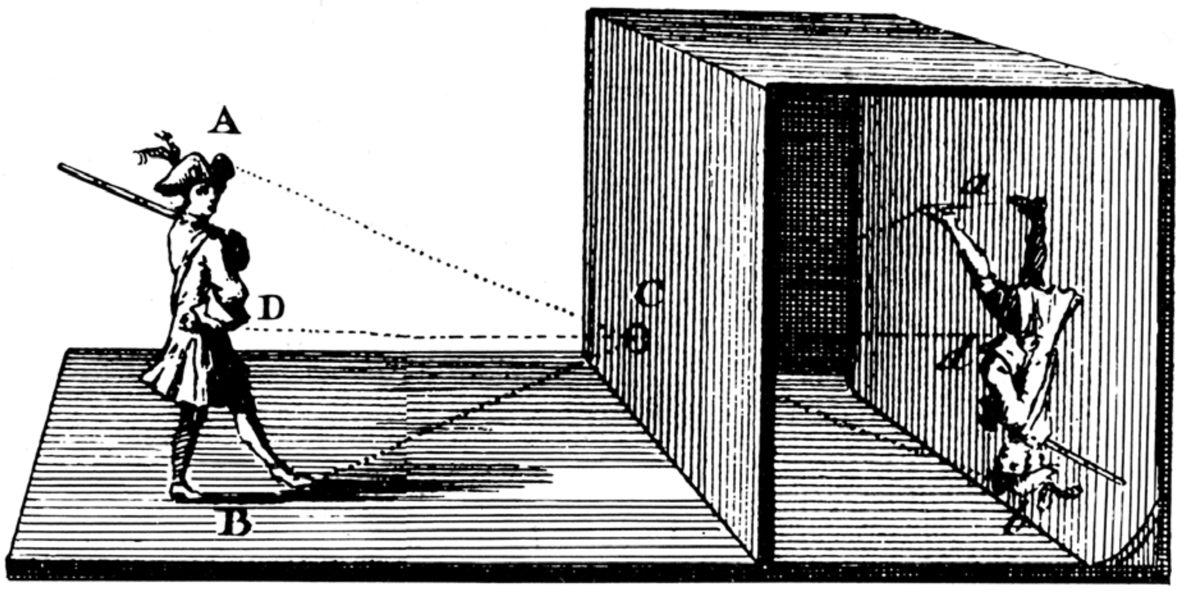


Illustration der Funktionsweise einer Camera Obscura (vermutlich 18. Jhdt)

Wenn Karl Marx und Friedrich Engels in *Die deutsche Ideologie* von 1845 den Begriff der Ideologie im Zusammenhang mit dem Machterhalt der herrschenden Klasse ins Spiel bringen, dann tun sie dies auch in der Absicht, ein Verhältnis nicht auf Basis der Verkehrung, sondern der Widerspiegelung fassbar zu machen. Noch bevor in einschlägigen Debatten von Ideologie als »notwendig falschem Bewusstsein« – so etwa bei Terry Eagleton und Slavoj Žižek – oder einem nahezu omnipräsenten »Verblendungszusammenhang« die Rede sein sollte (lanciert von vielen Vertreter_innen der Kritischen Theorie), fragen die Begründer des wissenschaftlichen Marxismus nach den Zusammenhängen zwischen spätmetaphysischer Weltbetrachtung und bürgerlicher Gesellschaftsordnung in den Schriften von Ludwig Feuerbach, Max Stirner und Bruno Bauer. In Fortsetzung jener marxistisch orientierten Erkenntnistheorie, die die idealistische Illusion einer subjektfrei erkennbaren Realität zugunsten eines reflexiv gebrochenen Erkenntnisprozesses aufkündigt, nähert sich auch Christian Fuchs den gegenwärtigen Verhältnissen zwischen Menschen, Medien und Kapital an. Erst durch die Transubstantiation des ‚An Sich' im Moment der kritischen Aneignung entsteht das eigentliche Objekt der Erkenntnis:

Medial vermittelte Welten sind für Fuchs nicht einfach Staffage, Beiwerk, Suprastruktur oder Überbauphänomen einer ökonomischen Basis, vielmehr verändern sie Gesellschaft im Moment ihres aneignenden Gebrauchs. Als Kinder des Kalten Krieges ebenso wie der kalifornischen Gegenkultur sorgen Laptops, iPhones, *Facebook, Twitter, Instagram, Google, Spotify* und Online Banking für weitgehende Veränderungen im Kapitalismus der Gegenwart – so etwa durch Verschiebung der Grenzen zwischen öffentlich und privat infolge von permanentem *access*, die damit einhergehende Verwischung von Arbeit und Freizeit und die zunehmende Kapitalisierung des Privaten mithilfe von Plattformen wie *AirBnB*. Fuchs stützt sich bei seinen Ausführungen auch auf das Konzept der »time-space-compression« von David Harvey, der die Schrumpfung des sozialen und geografischen Raumes als jüngsten Clou des Beschleunigungskapitalismus interpretiert.

In der Definitionsbreite seines Untersuchungsgegenstands übt Fuchs sich nicht in falscher Bescheidenheit und folgt seinem Vorbild. Als Kommunikationstheoretiker des Kapitalismus war auch Karl Marx durch weit reichende Überlegungen zu den Technologien des 19. Jahrhunderts hervorgetreten, Fuchs zufolge lieferte dieser »a dialectical analysis of technology in capitalism, analysed the new media of his time (such as the telegraph), pointed out the importance of the means of communication in the organisation, acceleration and globalisation of capitalism, discussed the freedom of the press and its limits in a capitalist society, anticipated the emergence of an information economy and society in his analysis of the general intellect […].« (S. 12) Folglich sind auch Fuchs' Annäherungsformen an das, was heute *digital society* heißt, divers. In den ersten vier Kapiteln von »Rereading Marx in the Age of Digital Capitalism« behandelt er digitale Technologien vornehmlich als transformative Gebrauchsobjekte und fetischisierte Waren, wobei die Aspekte der Kontrolle, Überwachung und Enteignung – etwa im Hinblick auf die von User_innen (a)sozialer Medien produzierten und kapitalisierten Daten – im Vordergrund stehen.

Unter Voraussetzung von steuerlichen Erleichterungen und einer durch Monopolbildung zugespitzten Marktdominanz ist es IT-Konzernen wie *Apple, Cisco, Microsoft* und *Google* gelungen, mehr als 90 Prozent ihrer Vermögen zu steuerlich günstigen Konditionen in Offshore-Paradiesen anzulegen. Die angebliche »4. Industrielle Revolution«, von der im deutschsprachigen Raum erstmals um 2011 die Rede war, hat sich als solche jedoch nie ereignet, wie Fuchs im fünften Kapitel seines Buches nachweist. Stattdessen handele es sich dabei um eine ideologische Anrufung in der Tradition jener *Deutschen Ideologie*, für die die falschen Bilder einer Camera obscura einst erkenntnisgenerierend wirkten. Unter Rekurs auf nationale und internationale Wirtschaftsstatistiken der letzten zwanzig Jahre zeigt Fuchs, dass das Wachstum im ITC-Sektor – *Information, Technology* und *Communication* – geringer ist, als oft angenommen: Laut OECD-Längsschnittstudie des Zeitraumes 1991-2016 ist seit 2014 in Deutschland in diesem Sektor eine leichte Stagnation der allgemeinen Profitrate auf 30% zu verzeichnen und auch die Wertschöpfung ist keineswegs extensiv. Während der Landwirtschaftssektor in besagtem Zeitraum die größten Zuwächse ebenso wie die größten Verluste aufweist, ist es der Bereich der Serviceleistungen, der punkto Wertschöpfung international die meisten Zuwächse hat: deutschlandweit waren 2016 – dem bislang letzten, in der OECD-Statistik erfassten Jahr – die größten Gewinne im FIRE-Sektor (*Finance*, *Insurance* und *Real Estate*) zu verbuchen.

Marx war kein Maschinenstürmer – und Christian Fuchs ist es ebenso wenig. Anstatt in den Lobgesang der Luddit_innen des 19. Jahrhunderts einzustimmen, die ihre Fertigkeiten durch Frühformen der Automatisierung bedroht sahen, richtet der Autor seine Aufmerksamkeit etwa auf die Produktionsverhältnisse der *Foxconn*-Arbeiter_innen, die unter sklavenähnlichen Bedingungen Handys zusammenbauen. Die dominante Ideologie, die diese auf diese Weise erzeugten Waren fetischisiert, will von der sozialen Abwärtsmobilität chinesischer Wanderarbeiter_innen nichts wissen, die vom ‚Wunderwerk' der vollautomatisierten Roboter in der Ersten Welt zuallererst betroffen sein werden. Steve Jobs merkte dazu nur lakonisch an, dass *Foxconn* eben kein Sweatshop sei. Während die Apologent_innen der Industrie 4.0. vom Intelligent-Werden der Objektwelt sprechen, macht der verstärkte Maschineneinsatz sich vor allem durch die internationale Einsparung von Lohnkosten bezahlt. Im Kampf um die Kapitalakkumulation hat ‚Genosse Roboter' sich als treuer Diener erwiesen: in Konkurrenz zu ihm steht eine menschliche Reservearmee, der nun dieselbe Arbeitsleistung in derselben Zeit abverlangt werden kann wie den Automaten. Die tote Arbeit der Maschinen triumphiert über die der Lebendigen – wäre da nicht das Problem des tendenziellen Falls der Profitrate, das infolge von verstärkten Investitionen in *capital fixe* auftritt. Der seitens der Vertreter_innen der deutschen Industrie lancierte Jagon entpuppt sich vor dem Hintergrund dieses Problems als von ökonomischen Interessen getriebenes Manöver: Qua Automatisierung sollen die hohen Profite aus dem ICT-Sektor sukzessive in den Produktions- und Fertigungssektor übertragen werden, langfristig ist von einem Zusammenwachsen beider Branchen auszugehen.

An Stellen wie diesen erweist Fuchs sich nicht nur als kluger marxistischer Empiriker, der das Handwerk des Jonglierens mit Zahlen perfekt beherrscht, sondern auch als Durchblicker in aufklärerischer Tradition, der selbst dort das Wesen der Ideologie erkennt, wo dieses – so die Wirkungsweise der jeweils dominanten Ideologie einer Gesellschaft – sich unsichtbar zu machen droht. Von ihrem eigentlichen Ziel – nämlich der Reduktion gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit – weit entfernt, weitet die von Marx in seinen *Maschinen Fragmenten* analysierte Maschine des Kapitalismus das Regime der Surplus-Arbeit kontinuierlich aus, ohne uns dabei freie Zeit zu schenken. Mal als Verkörperung des allgemeinen gesellschaftlichen Wissens – des *General Intellect* – besungen und mal als verlängerter Arm des kapitalistischen Exploitationsregimes verdammt, weist auch Fuchs auf nahezu jeder Seite seines Buches auf die Ambivalenzen digitaler Technologien hin – und entmystifiziert damit einmal mehr den Fetischcharakter von Ware, Maschine und Medium im konstanten Krisenmanagement des digitalen Kapitalismus. Im letzten Kapitel seines Buches, in dem der Autor das jüngste Werk von Toni Negri und Michael Hardt überfliegt, darf das auch von linker Seite oft gelobte, metaphysische Substrat der Maschine jedoch ein wenig zu ungestört weiterwirken. Auch der *General Intellect* kann eine Camera obscura sein – der zu kurz gekommenen Kritik an diesem nachhegelianischen Phantom wird der Autor demnächst sicherlich anderswo nachjagen.

Christian Fuchs
Rereading Marx in the Age of Digital Capitalism
Pluto Press, 2019, 131 Seiten

Barbara Eder ist Wissensarbeiterin, sie studierte Philosophie, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und Informatik in Wien, Berlin und anderswo, mehr: https://www.barbaraeder.org/

BEZAHLTE ANZEIGE

Alltagsreligion und Distinktionsbedürfnis

Mathias Beschorner über die Ideologie der Postwachstumsökonomie, die den Schriften von Silvio Gesell und Thomas Malthus gegenüber denen von Karl Marx den Vorzug gibt.

Die Postwachstumsökonomie beansprucht *die* Lösung für die ökologische Krise und den Klimawandel zu sein, fußt auf dem Bericht des Club of Rome, bedient sich aber auch bei Anarchisten wie Silvio Gesell und Ökonomen wie Thomas Malthus, deren Werke[1] als erste (Post-) Wachstumskritiken zu betrachten sind. Viele ihrer Ansätze werden in der Schülerbewegung um Fridays For Future und im Diskurs um den Klimawandel diskutiert und durchaus als ‚radikal' begriffen. Inhaltlich verstehen sich die Aktivisten zumeist als recht heterogen, obwohl es einen gemeinsamen Nenner gibt: die Verurteilung von ökonomischem Wachstum, modernen Produktivkräften, Naturzerstörung und Konsumüberfluss.

Mit zumeist implizitem Bezug zur malthusianischen Bevölkerungsfalle, anhand derer natürliche Wachstums- und Bevölkerungsschranken angenommen werden, wird folgendes Szenario gezeichnet: die natürlichen Ressourcen der Erde sind verbraucht, Umwelt und Natur sind zerstört, der Mensch hat sich in der Moderne vollends von seiner (vermeintlichen) ersten Natur entfremdet und der Planet sei von der Übervölkerung durch Konsum-Zombies bedroht. Zugleich werden Entfremdungserscheinungen, Reizüberflutung, Stress und Überforderung sowie steigende Raten an Depressionen diagnostiziert.

Gegen derlei tatsächliche gesellschaftliche Probleme und Zumutungen der zweiten Natur entwickeln Ökonomen wie Niko Paech Ansätze, in denen das Schrumpfen moderner Produktivkräfte in den Fokus gerückt wird. Damit droht ein Rückfall hinter eine Analyse kapitalistischer Vergesellschaftung; bedient vor allem aber ein Distinktionsbedürfnis gegenüber den arbeitenden Klassen. Bücher wie die von Paech werden innerhalb der Szene als Taschenbuch-Guide gefeiert, um die antizipierte Apokalypse aufzuhalten und dem Wunsch nach Erlösung in einem Unmittelbarkeitsfetisch zu frönen. Vor allem ein Unmittelbarkeitsfetisch, der für (anarchistische) Linke historisch schon immer attraktiv erschien, zieht die Postwachstumsbewegten an. Die Aktivisten haben keinen adäquaten Begriff von Zivilisation und den damit verbundenen dialektischen Verwertungsprozessen des Kapitals und können nicht (mehr) trennen zwischen einer Kritik des »automatischen Subjekts« (Karl Marx) und der Zivilisation selbst. In den Augen Paechs sollte es z.B. kaum transkontinentale Mobilität und Welthandel geben; die Menschen sollten sich gefälligst auf ihren eigenen Schollen und in Kleingärten bewegen und so versorgen. Paech liefert jedoch nicht nur direkte Handlungsanweisungen im Sinne eines Lebensratgebers, sondern setzt auf nationale Lösungen im Sinne einer »Ökonomie der Sesshaftigkeit«. Deshalb ist es kein Zufall, dass Akteure der Neuen Rechten wie Björn Höcke[2] oder Publizisten wie Ken Jebsen seine Theorien affirmativ aufnehmen. Hierbei verbinden sich scheinbar politische Gegner zu Querfront-Gruppen, was paradigmatisch am verschwörungstheoretischen Magazin *Compact* zu erkennen ist. Zugleich legte Niko Paech in Jebsens YouTube-Kanal *KenFM* seine Theorie ausführlich dar.

Eine Hauptgemeinsamkeit derartiger Querfrontbildungen besteht in einem regressiven antikapitalistischen Antisemitismus und damit in der Suche nach Subjekten, die für ökonomische und ökologische Probleme verantwortlich gemacht werden können. In der Tradition des Anarchisten Silvio Gesell soll hierbei mithilfe von Lokalwährungen bzw. eines Schwundgeldes die Logik des Zinses abgeschafft werden, da dadurch die Anonymität der Produzenten und Konsumenten ausgehebelt würde. Zudem wird die Herrschaft des Kapitals entgegen Marx nicht als »Herrschaft der Sachzwänge« begriffen, sondern im Sinne von herrschenden Akteuren, die intentional Ideologien verwenden, um Menschen zu unterdrücken. Wenn Paech davon spricht, dass das »gegenwärtige Verschuldungssyndrom […] ein Gradmesser für Gier«[3] sei, lässt er sich zu einer Personifizierung gesellschaftlicher Verhältnisse hinreißen und mit dieser Zuschreibung ist es nur noch ein kurzer Gedankengang zur antisemitischen »Ticket-Mentalität« im Sinne Horkheimers und Adornos und der Bezeichnung von Managern als ‚Heuschrecken'.

Distinktion und Klassenkampf von oben

Vom strukturell vorherrschenden Antisemitismus abgesehen, predigt Paech in seinen Vorträgen ein Ideal vom »menschlichen Maß«, das durch Konsumverzicht und Subsistenzwirtschaft gegen die ökologische Krise gewendet werden solle. Paechs Entwurf ist damit von den Prämissen der Subsistenz und der Suffizienz geprägt.[4] Subsistenz meint, dass die Menschen zurück zu einer lokalen und kleinteiligen Form von Wirtschaft gehen sollten. Suffizienz meint hingegen einen ethischen und moralischen Verzicht von bestimmten Waren, was als Befreiung von Konsumzwang und Reizüberflutung postmoderner Vergesellschaftung angepriesen wird und an den Impetus der Nachhaltigkeit geknüpft ist. Im Zeitalter überbordender Smartphonenutzung und geplanter Obsoleszenz, trifft das zweifelsfrei etwas Wahres. Was jemand wie Paech hierbei außer Acht lässt, ist jedoch, dass eine derartige Umstellung des Konsums nur Menschen möglich ist, die im Klassenverbund weit oben stehen und sich diese Nachhaltigkeit leisten können.

Ganz gleich, ob der Verzicht auf billiges Fleisch oder eine vegane Ernährung für das eigene Wohl förderlicher wäre – und das ist es zweifelsfrei: Eine derartig moralisch und zugleich autoritär vorgetragene Absage an massenproduzierte Güter bedient in der Klassengesellschaft lediglich soziale Distinktionsprozesse. Solch eine Umstrukturierung des Konsumverhaltens im System des Kapitalismus ist vor allem Wohlstands- und Mittelschichtseliten vorbehalten, die ihre Reproduktion auf einem weitaus höheren Niveau als der gemeine Proletarier gewährleisten können. Die tägliche Erfahrung der arbeitenden Klassen ist damit eine ganz andere als die, die Postwachstumsbewegte vor Augen haben: das Proletariat lebt nicht im Überfluss und ist strukturell bedingt dazu genötigt, Mist zu konsumieren.

Auf dem Weg in die Subsistenz? Kleingartenanlage in Schwabing.

Von daher bleibt es Paech auch schuldig zu erklären, warum und inwiefern Prekarisierte am Überfluss ‚leiden'. Folgerichtig sind ihm die arbeitenden Klassen in seinem Zentralwerk keine Erwähnung wert. Der von den Postwachstumsbewegten angestrebte asketische Dünkel erlaubt einen Distinktionsgewinn gegenüber dem Proletariat, so wie die Kontrolle, Optimierung und Überwachung des eigenen (kleinbürgerlichen) Habitus, was in einer von Kälte durchzogenen Gesellschaft Halt zu geben vermag. Hierbei werden schnell Individuen oder selbst Galionsfiguren der Klimabewegung wie Greta Thunberg auf ihr Konsum- und Flugverhalten hin abgeklopft, so als hätte es tatsächlich eine ökologische Relevanz, wie viel Greta denn nun fliegt, was sie isst oder wie sie sich kleidet. Ein ethisch korrekter Konsum im hier und jetzt und unter kapitalistischer Vergesellschaftung ist ohnehin nicht möglich. Ganz im Sinn des Neoliberalismus erscheint es den Subjekten hierbei zuträglicher, die eigenen Lebensgewohnheiten zu hinterfragen, statt ökologische und gesellschaftliche Probleme als hausgemachte der zweiten Natur zu begreifen.

Materialistische Kritik statt Idealismus und Individualisierung gesellschaftlicher Probleme

Denn Paech wartet zugleich idealistisch mit der These auf, dass ein grundsätzlicher Wertewandel angestrebt werden muss, der nur durch ein anderes Bewusstsein der Individuen zu erreichen sei. Damit zeigt sich, dass diese Theorien lediglich zur kapitalistischen Krisenverwaltung geeignet sind, wusste doch schon Marx, dass »das Bestehende anders zu interpretieren, […] [sei, was heißt,] es vermittelst einer anderen Interpretation anzuerkennen«[5]. Paechs Idealismus steht damit pars pro toto für das in der Postwachstumsszene *notwendig falsche Bewusstsein* (Karl Marx), womit die Parole »[s]o regional wie möglich, so global wie nötig«[6], im besten Fall zur Plattitüde verkommt.

Derartige Ansätze liefern zwar wohlfeile, aber höchst ideologische Antworten auf ökologische Probleme, die zugleich im Sinne eines ‚Wir müssen den Gürtel nun enger schnallen' Sujets konservativer Kulturkritik und neoliberalen Selbstoptimierungszwang transportieren. Damit werden sich ökologische Probleme nicht lösen lassen, denn das Kapital und die mit ihm verbundene Produktionsweise schert sich nicht um Natur und ihm ist schon gar nicht anhand individualistischer und wohlfeiler Konsumkritik beizukommen. Neben einigen Erscheinungen an der Oberfläche der zweiten Natur (steigende Depressionsraten, Überforderung und Reizüberflutung der Subjekte), bleibt der einzige Verdienst der Postwachstumsdiskussion eine *versuchte* Erkenntnis von Naturzerstörung. Wer dies nicht dem Kapitalverhältnis und dem ihm inhärenten Fetischismus anlasten möchte, sondern durch eine akute Krisenbewältigungsstrategie oder ein Zurück-zur-Natur bewerkstelligen möchte, sollte sich nicht das abgedroschene Label des Emanzipatorischen aufkleben.

Die apersonale Herrschaft des Kapitals zerstörte den stagnativen Charakter vorindustrieller Produktion und damit die direkte Herrschaft von Menschen über Menschen in Form des feudalistischen Patriarchats. Die moderne Produktionsform des Kapitals entfesselte damit ungeahnte Produktivkräfte, die mit Massenproduktion und medizinischem Fortschritt, aber auch mit der Dialektik von Armut und Reichtum einhergehen. Das Ziel einer materialistischen Kritik sollte jedoch nicht sein, hinter diese Entwicklung zurückzufallen, sondern sich im Sinne Hegels mittels immanenter Kritik der »Lebensform« (Rahel Jaeggi) des Kapitalismus zu entledigen.

Deshalb muss sich eine materialistische Perspektive ökologischer Probleme annehmen und nach Antworten suchen, wie eine postkapitalistische Vergesellschaftung sich der Produktivkräfte (Automation/Massenproduktion) bedienen könnte.[7] Materialistische Kritik, die sich ökologischer Probleme annähme, wäre nicht durch einen »geschlossenen Theorieentwurf« (Niko Paech) vorzubilden, denn es braucht kritische Gesellschaftsanalyse, die sich der zur Totalität geronnenen zweiten Natur bewusst ist und die kapitalistische Vergesellschaftung in den Fokus rückt, nicht aber in eine Art zweite Vormoderne zurück will. Ökologische Themen stellen zweifelsfrei einen blinden Fleck innerhalb linker Diskurse dar, der von der Postwachstumsideologie aufgezeigt worden ist. Für sie gilt jedoch das Diktum Theodor W. Adornos: »[…] das Falsche, einmal bestimmt erkannt und präzisiert, [ist] bereits Index des Richtigen, Besseren«.[8]

---

[1] Siehe Gesell, Silvio (1916): *Die Natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld* (1916) bzw. Malthus, Thomas (1798): *The Principle of Population.*

[2] Ich folge dem Soziologen Andreas Kemper in seiner Einschätzung, dass sich hinter dem Pseudonym »Landolf Ladig« Björn Höcke verbirgt. Siehe hierzu *https://andreaskemper.org/2016/01/09/landolf-ladig-ns-verherrlicher/*

[3] Siehe Paech, *Befreiung vom Überfluss*, S. 18.

[4] Vgl. ebd., S.114.

[5] Siehe MEW 3, S.20.

[6] Siehe Paech, *Befreiung vom Überfluss*, S.118.

[7] Vgl., Beschorner, Mathias: *Roboterkommunismus – nur eine Utopie?* In: *Versorgerin 123.*

[8] Siehe Adorno, Theodor W.: GS, Bd. 10-2, S. 793.

Mathias Beschorner ist Historiker und freier Autor. Er lebt in Leipzig und hält die Herrschaft des »automatischen Subjekts« für menschengemacht. Er referiert zu den Themen Postwachstumsideologie und Liebe. Zugleich arbeitet er mit Konstantin Nowotny und Jennifer Stevens an einem Sammelband zur romantischen Liebe, offenen Beziehungen und der Polyamorie.

Vorgetäuschter Maoismus

Felix Riedel über Bäurinnen und Bauern zwischen revoltierenden sozialgeschichtlichen Subjekten, Idealisierung und aktueller propagandistischer Vereinnahmung.

Die AFD stimmt als einzige Partei allen Forderungen des konservativen Bauernverbandes zu und organisiert Grillpartys und Veranstaltungen im ländlichen Raum. Nazistische Organisationen wie »Der dritte Weg« schneiden ihre Propaganda derzeit verschärft auf Bäurinnen und Bauern zu. Woher kommt dieser »Maoismus« der Rechten, was erwarten sie sich von dieser kleinen Schicht?

Vor allem knüpfen sie an alte Vorbilder an. Der »hessische Bauernkönig« Otto Böckel zog durch die Dörfer und hetzte vor allem kleinere Bauern gegen Juden auf. 1887 wurde er dafür in Marburg in den Reichstag gewählt. Die Nazis bauten auf seiner Propaganda auf. Ihre pseudorevolutionären, verquasten und romantisierten Vorstellungen von Landwirtschaft wirken in der Rechten bis heute. Sie haben im Bauern ihr Idealbild eines kernigen Typen. Auf Seiten der Linken hingegen waren maoistische, von Bauern getragene Bewegungen eher kein positiver Bezugspunkt. In den 70ern wurde Pol Pot das Sinnbild eines vollständig regressiven und genozidalen Bauernstaates, dem sich in den 1990ern mit dem *Sendero Luminoso* eine weitere Variante als blutige Karikatur hinzugesellte.

Gestützt durch Marx'sche Polemiken über Bauern entstand eine marxistische Erzählung, nach der die Bauern erst »doppelt freie« Proletarier (rechtlich ungebunden, aber ohne Produktionsmittel) werden müssten, um zu wahrhaft revolutionärem Bewusstsein zu kommen. Mit dieser Strategie meinte man, hinter Leninismus und Maoismus zu einem orthodoxen Marxismus zurückkehren zu können, und vergaß doch das Kernelement der Marx'schen Philosophie: die aktuelle Geschichte nicht in den Masken vergangener Revolten aufzuführen.

Die »Jacquerie« in einer Darstellung des flämischen Buchmalers Loyset Liédet aus den Chroniken des Jean Froissart (15. Jhdt)

Heute sind 1,5 Milliarden Menschen Kleinbauern. Sie stellen 50% der Hungernden und in manchen Ländern 70% der Bevölkerung. Das Industrieproletariat ist unter dem Druck von Robotisierung und Digitalisierung auf dem Rückzug und kann nicht mehr wie im England der Industrialisierung die »doppelt freien Lohnarbeiter« aufsaugen. Wie sich also Kleinbauern die globalen Verhältnisse erklären und dazu verhalten, ist von entscheidender Bedeutung.

Die konservative Grundstimmung der Bauern in Europa ist nicht Naturnotwendigkeit, sondern Resultat einer tausendjährigen Geschichte. Die ständische Ordnung wurde in Mitteleuropa seit Karl dem Großen forciert, die heidnischen Bauern ihrer Teilhabe beraubt und der konvertierte Adel gestärkt. Bauernaufstände waren die zwangsläufige Folge der unaushaltbaren Zustände dieses Systems. Die *Grande Jacquerie* in Frankreich 1358 legte hunderte Schlösser in Schutt und Asche, bis sie vom Ritterstand blutig niedergeschlagen wurde. 1381 folge die *Peasants' Revolt* in England mit der Forderung nach Abschaffung der Leibeigenschaft. In Schweden wurde 1434–1436 der *Engelbrekt-Aufstand* von bewaffneten Bauern getragen. 1476 mobilisierte der Prediger Hans Böhm in der Gegend um Würzburg eine religiöse Erweckungsbewegung zur Abschaffung des Standeswesens mit über 70.000 Anhängern. Der 1524 in Mitteleuropa ausbrechende »deutsche Bauernkrieg« hatte Dutzende von bedeutenden Vorläufern und Nachfolgern. Die ständische Ordnung wurde ständig von Bauern in Frage gestellt und schließlich gestürzt, obwohl keine einzelne Bewegung einen siegreichen Bauernstaat schaffen konnte. Es dauerte noch über hundert Jahre, bis in England 1689 die »Glorious Revolution« so etwas wie einen modernen Parlamentarismus durchsetzte und noch einmal exakt hundert Jahre, bis die Französische Revolution unter Beteiligung der Bauern die Forderung nach Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit weltweit verbreitete.

Dass Bauern sich durch die Geschichte hindurch immer wieder vergeblich gegen militärisch überlegene Unterdrücker erhoben, führte zur misstrauischen Vorsicht gegen sich anbahnende Revolten. Bäurinnen und Bauern revoltierten meist nicht, um eine Idee zu verbreiten, sondern wenn sie nichts mehr zu verlieren hatten. Das begünstigte die Abfuhr von Aggressionen auf Schwächere. So war in den Bewegungen früh und relativ häufig Antisemitismus zu finden: Die badische Bundschuhbewegung (1493-1517) propagierte beispielsweise die Plünderung und Vertreibung von Juden. Antisemitismus war allerdings auch in Adel und Klerus verbreitet. Bekämpft wurden die Bäurinnen und Bauern daher stets wegen ihrer fortschrittlichen Forderungen nach Abschaffung des Ständewesens. Der deutsche Bauernkrieg wurde nach der Niederschlagung systematisch verhetzt: Die Gräuelpropaganda Martin Luthers über die »Weinsberger Bluttat« kursiert unter manchen Marxisten immer noch als Beleg dafür, dass die Bauernkriege kein positiver Bezugspunkt sein dürften. Am 14. April 1525 drohte Graf von Helfenstein den 6000 vor den Toren der Stadt Weinsberg versammelten Bauern an, sie verbrennen zu lassen, wenn sie nicht abzögen. Die Bauern stellten der Stadt Weinsberg im Gegenzug ein Ultimatum, wurden aber beschossen. Sie eroberten die Burg, plünderten die Stadtbevölkerung, die sie über Generationen ausgebeutet hatte, und verurteilten Helfenstein und ein Dutzend Adeliger zum Tod durch Spießrutenlauf. Luther und die deutsche Obrigkeit waren von diesem Tabubruch gegen den Adel erschüttert – der »Bluttaten« selbst gar nicht abhold war, als er den Bauernführer Jäcklein Rohrbach später lebend verbrannte und den Aufstand ganz nach uralter Tradition mit barbarischer Gewalt brach. Im Gefolge von Luthers Lehren entstand die deutsche Ideologie des Bauern: fromm, konservativ, in allen Zeiten obrigkeitshörig soll der Landwirt sein und seine etwaig verbleibenden rebellischen Impulse lenkt die Kirche gegen Juden, das eigene Weib oder Gegner der Nation.

Von der maoistischen Hoffnung auf Bauern als revolutionärem Subjekt lässt sich unter dem erfolgreichen Einfluss dieser Strategie heute in Europa sicher ebenso völlig absehen, wie von der Hoffnung auf ein Industrieproletariat, das etwas anderes vertrete als seine partikularen Interessen. Die ländlichen Verhältnisse aber wurden revolutioniert. Auch in den Entwicklungsländern sind Kleinbauern häufig Nebenerwerbsbauern. Sie leisten Saisonarbeit in den Städten, erlernen mehrere Berufe, befassen sich mit hochkomplexen Produktionsabläufen zwischen Anbau, Verarbeitung und Vermarktung. So haben sie strukturell höhere intellektuelle Anforderungen an ihre Arbeit und einen besseren Einblick in Produktionsverhältnisse als klassische Industrieproletarier, die wenige Handgriffe in Serie verrichten.

In den industrialisierten Ländern wurden weite Teile des unteren Industrieproletariats exportiert und einer kleinen landwirtschaftlichen Schicht steht heute eine große bürokratische Schicht von urbanen Angestellten gegenüber. Landwirte sind heute Unternehmer, im Besitz ihrer Produktionsmittel und der Rohstoffe. Natur beuten sie mit selbstbetätigter Maschinerie ebenso aus wie das Landwirtschaftsproletariat, die Ernte-»helfer«-kolonnen. Und doch identifizieren sie sich trotz aller eingesetzter Hochtechnologie durch die tägliche körperliche Arbeit eher mit dem Industrieproletariat, dem sie meist einige Millionen Grund- und Maschinenbesitz voraus sind. Zentrale Strategie reaktionärer Propaganda ist nun, den ständigen Konkurrenzkampf der Großbauern gegen Kleinbauern zu verschleiern und Bauern anachronistisch als unterdrückte Schicht anzusprechen. Als Unterdrücker werden Naturschützer präsentiert, weil diese die Anwendung der Produktionsmittel einschränken und einen gesellschaftlichen Mitbesitz an Wasser und Artenvielfalt reklamieren. Sobald diese Ableitung scheitert, müssten sich Bauern mit ihren internen Klassenkonflikten befassen. Daher ist es für die sogenannte Agrarlobby von zentraler Bedeutung, die Komplizenschaft von Klein-, Mittel- und Großbauern durch forcierten Raubbau zu stärken. Speerspitze der Propaganda ist der Bauernverband Schleswig-Holstein: Er produziert seit Jahren systematisch Ideologie für Landwirtinnen und Landwirte, die meist vorab in den landwirtschaftlichen Magazinen und agrarwissenschaftlichen Instituten erprobt wurde. Mittels Fälschungen wird Bauern die Hauptschuld am Verlust von 70-80% der Biodiversität binnen 30 Jahren genommen und auf den Naturschutz projiziert. »Staat im Staate«, »Strippenzieher«, »geldgierig« und »reich« seien NABU[1] und BUND[2]. Dabei geht es nicht mehr um spezifische Konfliktgegenstände, etwa ein bestimmtes Schutzgebiet oder bestimmte Gesetze. Propaganda heute träumt vom vollständigen Rollback jeglicher Regelungen. Der Anspruch, mit dem eigenen Land zu tun und zu lassen, was man möchte, eint mit dem Neoliberalismus und den Rednecks gleichermaßen. Diese skrupellose Bereitschaft zu Fälschung und zu strukturell antisemitischen Projektionen signalisiert permanent Anschlussfähigkeit für die neue Rechte, die das Angebot dankend annimmt.

Aber auch in der marxistischen Linken finden sich Anschlusspunkte: zuvörderst die Wahrnehmung landwirtschaftlicher Arbeit als anachronistische Tätigkeit, obwohl diese heute relativ angenehm gestaltet werden kann und zu Recht auch Sehnsuchtsort einer urbanen Angestelltenkultur darstellt. Wo in Nützlichkeitsabwägungen von Artenvielfalt gegen Getreide suggeriert wird, es wäre schon Planwirtschaft am Werk, verschleiern Marxisten das generelle Konfliktgefüge von Natur und Arbeit im Kapitalismus. In der Wunschprojektion von robotisierter Landwirtschaft, die im Kapitalismus nun einmal die Freisetzung von Arbeitern und nicht deren Befreiung von Arbeit zur Folge hat, ähneln sich manche linke Konzeptionen dem Antiindividualismus des Maoismus an, der in China Bauern in den dezimillionenfachen Hungertod trieb im Glauben, die im esoterischen Rausch erfundenen Züchtungen und Anbaumethoden würden Fantasieernten produzieren.

Dabei entstanden aus einer progressiven Linken heraus treffende Analysen des Klassenverhältnisses und sinnvolle Strategien zum Rückbau der Fehlentwicklungen. Vor allem der Umbau der EU-Subventionen für den Agrarsektor gilt zu Recht als Haupthebel, um das Höfesterben einzudämmen, Artenvielfalt zu stabilisieren und den Raubbau abzudämpfen. Daran haben aber Agrochemie, Discounter, Fleischoligopole, Agrargesellschaften und Großbauern im Unterbietungswettbewerb kein Interesse. Ihrer Propaganda sind alle Bauern heute fast schutzlos ausgeliefert. Wer dieses Getöse durchbrechen will, muss Bauern als prinzipiell aufklärungsfähige und zur Solidarität fähige Subjekte ansprechen und exakt aufzeigen, wo sie gegen ihre eigenen Interessen handeln.

---

[1] Naturschutzbund

[2] Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland

Felix Riedel ist Ethnologe. Er forscht über ghanaische Filme und Hexenjagden, arbeitet ehrenamtlich in der »Psychotronischen Lounge« des Traumakino Marburg. Auf seinem Blog »Nichtidentisches« hat er mehrere Dutzend Filmanalysen festgehalten.
www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.net

»Instrument der stählernen Romantik«

Die Geschichte eines wundersamen Instrumentes, das vom NS-Staat nicht verboten, sondern gefördert wurde. Von *Paul Schuberth.*

Lernen Musiker eigentlich nie dazu?, fragt Fred K. Prieberg am Ende seiner großen Studie über *Musik im NS-Staat* aus dem Jahr 1982. Sieben Jahre später zeigt sich ein damals knapp 80-jähriger Komponist und Musiker um keine Antwort verlegen, als er über die Zeit nach 1933 zu sprechen beginnt: *Ich habe die Nacht dann durchgeübt und auch konstruiert; es war an sich eine tolle Zeit. […] Wissen Sie, da draußen, da ballte sich alles und würgte sich alles auf diese Katastrophe zu, […] es gab ja kaum einen Tag, wo nicht zwischen Kommunisten und Nazis mal ein Mord passiert ist, und da war man dann in diesem riesigen Masurenallee-Haus, hatte seinen Saal oder irgendetwas, wo man arbeiten konnte; […]. Ich konnte machen, was ich wollte, hatte meine verrücktesten Ideen verwirklicht, und keiner kam da und störte mich; […]. Es waren interessante Jahre, ich kann es nicht anders sagen.* Oskar Sala heißt dieser Mann, der uns so anschaulich vor Augen führt, dass Kommunisten und Nazis im Dritten Reich gleich schlimm waren. Aber auf welchem selbstkonstruierten Instrument konnte er unbehelligt die Nächte durchüben? Etwa auf einer Rekonstruktion einer Lure, eines frühgeschichtlichen Blasinstrumentes aus Bronze, anhand dessen völkische Musikforscher die Zurückführung der deutschen Musik auf eine verschollene »germanische« theoretisch begründen wollten?

Mitnichten. Salas Instrument war das *Trautonium*. Mit diesem ließ sich keine germanische Urmusik wiederherstellen; mehr noch trug es dem Interpreten Sala später den Ruf ein, eine »Vaterfigur der Technoszene« zu sein. Beim *Trautonium* handelt es sich um eines der ersten elektronischen Musikinstrumente, dessen Prototyp Ende der Zwanzigerjahre vom deutschen Physiker Friedrich Trautwein an der Rundfunkversuchsstelle in Berlin entwickelt wurde. Das Prinzip ist nicht kompliziert: eine Drahtsaite mit elektrischem Widerstand wird auf eine Metallschiene gedrückt – ein Ton entsteht. Oskar Sala, ursprünglich Pianist und Schüler Hindemiths, zudem studierter Physiker, entwickelte das Trautonium über die Jahre zu einem vollwertigen Konzertinstrument. Was vor Jahrzehnten eine Sensation war und heute immer noch fasziniert, ist die unerschöpfliche Palette an Klangfarben dieses sonderbaren Instruments. Sala konnte es wahlweise wie eine Sing-, Violin- oder Flötenstimme klingen lassen, ganz neuartige Klänge und Effekte damit produzieren oder Wind- und Vogelgeräusche imitieren. Letzteres trug ihm auch einen seiner prestigeträchtigsten Aufträge ein: jenen zur Komposition zum Horrorklassiker »Die Vögel« von Alfred Hitchcock. Das berühmte Kreischen stammt zur Gänze von Salas adaptiertem *Mixturtrautonium*. Auf und mit diesem komponierte er in seinem über siebzig Jahre währenden Berufsleben Soundtracks zu 300 Filmen, so auch 1944 zum ersten deutschen Comicfilm *Armer Hansi*. Diese Auftragsvergabe an einen Pionier der elektronischen Musik war kein Versehen, wie eine naive Vorstellung von nationalsozialistischer Kulturpolitik vermuten ließe. Der Grundstock für die Karriere des Trautoniums wurde im Dritten Reich gelegt, und das nicht ohne Zutun seitens höherer Stellen. Paul Hindemith, der die Entwicklung des Trautoniums angeregt und die ersten Stücke dafür komponiert hatte (»Des kleinen Elektromusikers Lieblinge«), sah sich schon mit einem Sendeverbot seiner Werke konfrontiert, als das NSDAP-Mitglied Trautwein 1935 einen hochoffiziellen Vorstellungstermin bei Goebbels arrangierte, um seiner Erfindung auf die Sprünge zu helfen. Kurz zuvor hatte sich die Serienproduktion eines handlichen *Volkstrautoniums* durch die Firma Telefunken als großer Flop erwiesen. Der Termin beim Propagandaminister – Sala spielte in Begleitung durch den Pianisten Rudolf Schmidt hauptsächlich Bearbeitungen klassischer Werke – verlief erfolgreich. Prompt kam von der Reichsrundfunkgesellschaft der Auftrag, ein größeres Modell zu bauen, das auch für Rundfunkzwecke tauglich sein sollte (es wurde später als *Rundfunktrautonium* bekannt). Ab 1938 wurde dann im »Deutschlandsender« regelmäßig die Reihe »Musik auf dem Trautonium« ausgestrahlt; in insgesamt 54 Sendungen bis Kriegsbeginn präsentierte Oskar Sala Bearbeitungen, etwa von Werken Mozarts oder Paganinis, aber auch zeitgenössische Originalliteratur. Einer der wenigen Komponisten, die für das Trautonium komponierten, war Harald Genzmer. Der Hindemith-Schüler hatte sich durch den Gewinn der Bronzemedaille im Rahmen der Kunstwettbewerbe der Olympischen Spiele 1936 in der Kategorie Solo- und Chorgesang, sowie durch Kompositionen für das Orchester der Luftwaffe schon einen Namen gemacht. Unter anderem seinen Kompositionen verdankte Oskar Sala eine glänzende Konzertkarriere während des Krieges. Der Höhepunkt waren wohl die Aufführungen von Genzmers Trautoniumkonzert in der Berliner Philharmonie unter Carl Schuricht in den Jahren 1940 und 1942. Ob als Solist in Orchesterkonzerten oder als Musiker bei Kammermusikabenden: Sala bereiste mit seinem Instrument halb Europa und bestritt von 1940 bis 1944 beinahe 50 dokumentierte Auftritte; noch 1942 spielte er in Budapest. Ein Jahr später kam er nach Paris, wo er auf Einladung der Auslandsorganisation der NSDAP im Palais d'Orsay einen Vortrag mit dem Titel »Sphärenmusik – Was ist ein Trautonium?« hielt. Das Presseecho, ob im Angriff oder im Völkischen Beobachter, war stets hervorragend.

Eine regelmäßige Radiosendung mit ausschließlich elektronischer Musik im Vorabendprogramm? Was selbst für heutige Verhältnisse nach einem gewagten Experiment klingt, ist für die Zeit des NS-Staates, wie die gesamte amtliche Förderung des Trautoniums, nur schwer vorstellbar.

Das Mixtur-Trautonium im Berliner Musikinstrumenten-Museum

Für manche offenbar so schwer, dass immer wieder von dessen Verbot wegen »Entartung« zu lesen ist. Diesem Irrtum liegt die Vorstellung zugrunde, dass alles, was für die eigenen Ohren ungewohnt klingt, im Dritten Reich wohl als »entartet« richtig erkannt worden sei. In der späteren, so verkaufsfördernden wie fragwürdigen Übernahme des Begriffes »Entartete Musik« durch Konzertagenturen und Plattenfirmen spiegelt sich die heimliche Auffassung wider, es handle sich dabei eigentlich um ein klar abgestecktes Genre, dem man zu einem Revival verhelfen müsse. Doch die nationalsozialistische Musikpolitik war, Prieberg zufolge, weniger totalitär als experimentell. Darüber, was nun entartet und kulturbolschewistisch sei, ließ sich streiten, einig war man sich nur in der Tilgung alles als jüdisch Entlarvtem aus dem Musikleben und –repertoire. Wenn Fred K. Prieberg genüsslich auseinandersetzt, dass im Rahmen der Konzerte des Jüdischen Kulturbundes ebenso wenig »atonale« Musik wie außerhalb gespielt wurde und Schönberg gar keine »rassische Solidarität« genoss, hat das zwar etwas vom Versuch des Aufklärers, den Rassisten an der Achsel des Ausländers riechen zu lassen, um zu beweisen, dass dieser ja gar nicht stinke, und doch spießen sich diese Fakten mit unserer Intuition, die als eine antisemitische leicht zu durchschauen ist. Außer der Gleichsetzung von »jüdisch« und »kulturbolschewistisch« brachte es die völkische Musikologie auf keine weiteren allgemeingültigen Prinzipien, und so konnten eigentlich widerstreitende musikalische Auffassungen als jeweils der Ausdruck völkischen Denkens in der Musik angepriesen werden. Der Komponist Fritz von Borries, später immerhin Musikreferent in der Musikabteilung des Propagandaministeriums, fasste diese Widersprüche schon 1933 so zusammen: *So wie Adolf Hitler unser ganzes Volk führt, sollen auch wir Künstler führen, nicht aber uns treiben lassen! Gewiss, wir lehnen die atonale Musik […] ab, weil sie volksfremd […] ist. Umso weniger dürfen wir aber in den Fehler verfallen, etwa jede eigenwillige, fortschrittliche Gestaltung abzulehnen und zu einer billigen Volkstümlichkeit zu gelangen, die nicht die seelischen Bewegungen des Volkes in ein gesteigertes, konzentriertes, unserer heutigen Zeit entsprechendes künstlerisches Erlebnis emporhebt, sondern schließlich dem Volke nach dem Munde redet.* Hier wird die künstlerische Avantgarde rehabilitiert als Vehikel, das Volk an die politische zu gewöhnen. Deutlicher noch findet sich das beim Wissenschaftler Hinrich Edelhoff: *Und wenn wir freudig anerkennen, dass das »schöpferische Wagnis« unserer politischen Führer aus klarem Bewusstsein der Verantwortung heraus uns den Weg in eine neue Zeit öffnete, so dürfen wir auch erwarten, dass der gewaltsamste Radikalismus in der Musik Verständnis findet, wenn er sich gebunden weiß an die Totalität der Nation.* Nicht zu vergessen, dass der im Dritten Reich eigentlich wohlgelittene, aber immer wieder angefeindete dänische Komponist Paul von Klenau seine Zwölftontheorie mit der wunderlichen Erklärung verteidigte, mit allen »individualistischen Umtrieben im Reiche der Töne« müsse aufgeräumt werden. Angesichts dieser Ungereimtheiten: Ist die Förderung des Trautoniums nun Resultat puren Zufalls oder doch ideologischer Überlegungen?

Ein Glück, dass diese Frage aufgrund fehlender Quellen nicht historisch akkurat beantwortet werden kann, und man sich ihr theoretisch nähern muss. Das Interesse fürs Trautonium ist sicher nicht durch eine Verherrlichung des Geräusches zu erklären, die dem musikalischen »Bruitismus« des italienischen Futurismus eigen war. Obwohl Trautweins Instrument dazu fähig ist, interessierte sich Sala nicht für Imitation, sondern für eine Etablierung des Trautoniums als anderen Orchesterinstrumenten gleichwertiger Klangkörper mit einer eigenständigen Tonqualität. Oskar Sala gelang mit seiner virtuosen Spielweise und den imposanten Oberton-, später auch Unterton-Klängen eine Beseelung der Technik; vielleicht ließ dieses Menschlich-Übermenschliche des Trautoniums, die Fähigkeit, mittels Technik zu einem emotionalen, ausdrucksvollen Spiel zu gelangen, so manchen Musikreferenten aufhorchen. Die komplizierten, intimen Regungen der deutschen Seele jedenfalls lassen sich mit einem Trautonium besser musikalisch nachempfinden als mit dem kühl-abstrakten Sinusklang des von Sala verachteten Theremins – vielleicht aber auch besser als mit einer Flöte oder einer Pauke. Das Trautonium als klingender Ausdruck der Verschmelzung von Mythologie und Technikbegeisterung? So fern liegt dieser Schluss nicht, führt man sich das mehrfach erwähnte Lob der NS-Presse vor Augen, bei Trautweins Erfindung handele es sich um das »Instrument der stählernen Romantik«. Indem Sala das »Überdimensionale« seines Instrumentes betont, verweist er auf ideologische Implikationen, aber auch auf rein praktische: elektronische Musikinstrumente ließen sich aufgrund ihrer möglichen Lautstärke blendend für Massenveranstaltungen einsetzen. So verstärkte das Trautonium 1936 bei einer Aufführung von Händels »Herakles« im Rahmen der Olympischen Spiele die Bassstimme. Schon 1935 war, um die Akustik der riesigen Freilichtbühne im Berliner Grunewald zu testen, dort Genzmers Konzert für Trautonium und Blasorchester uraufgeführt worden. Weitere derartige Bemühen verliefen im Sande, wohl wegen geänderter Prioritäten der Machthaber. Friedrich Trautwein allerdings, der unbeirrt Lautsprechertürme für Freilichtveranstaltungen entwarf, hatte die theoretische Rechtfertigung für eine künftige Verwandlung des Trautoniums ins Teutonium schon unternommen: *Die Technik ist kein Dämon, sondern auch sie wird getragen von verantwortungsbewussten Volksgenossen, mit denen der Künstler in bester Kameradschaft zusammenarbeiten kann und soll für das neue Deutschland.*

Weiterführendes:

Peter Donhauser: Elektrische Klangmaschinen. Die Pionierzeit in Deutschland und Österreich, Wien 2007

Oskar Sala: Live-Konzert 1991 in der Stadthalle Osnabrück: https://www.youtube.com/watch?v=-tQQEChMq1A

Paul Hindemith: Des kleinen Elektromusikers Lieblinge: https://www.youtube.com/watch?v=kOUAO-heeFo

---

Paul Schuberth lebt als Musiker und Akkordeonlehrer in Linz.

Gandhi und die Giraffen

Warum »Gewaltfreie Kommunikation« in ihrer nervtötenden Art nicht nur Gewaltphantasien provoziert, sondern selbst aggressiv ist und zugleich notwendige Konfrontationen verhindert, analysiert *Svenna Triebler*.

»Ich bin nicht wütend, nur sehr, sehr enttäuscht.« Wer diesen Satz aus dem Mund von Erziehungsberechtigten oder des Partners/der Partnerin hört, kann sich sicher sein, dass die Kacke richtig am Dampfen ist. Höchste Alarmbereitschaft ist auch angesagt, wenn die Vorgesetzte im Meeting oder der Opponent (5. Semester Pädagogik) im Plenum der Politgruppe einen plötzlich mit Lob überschüttet – denn erfahrungsgemäß kann das nur der Auftakt zu einem verbalen Großangriff sein.
Ein bisschen abgenutzt hat sich die Waffe der weichgespülten Rhetorik also schon. Dennoch erfreuen sich die Mittel aus dem Repertoire der »Gewaltfreien Kommunikation« (GFK) und verwandter Ansätze weiterhin großer Beliebtheit; eine Google-Suche fördert eine Unzahl an Seminarangeboten, »Life Coaches« und Ratgeberliteratur zutage, die mit diesem Schlagwort werben.

All we are saying is give peace a chance

Und natürlich auch den entsprechenden Wikipedia-Eintrag, der verrät: *»Im Vordergrund* [der GFK] *steht nicht, andere Menschen zu einem bestimmten Handeln zu bewegen, sondern eine wertschätzende Beziehung zu entwickeln, die mehr Kooperation und gemeinsame Kreativität im Zusammenleben ermöglicht. Manchmal werden auch die Bezeichnungen Einfühlsame Kommunikation, Verbindende Kommunikation, Wertschätzende Kommunikation, Sprache des Herzens oder Giraffensprache verwendet.«*
Giraffen- … bittewas?!? Auch hier gibt Wikipedia Auskunft: Der Erfinder der Methode, der 2015 verstorbene US-Psychologe Marshall B. Rosenberg, unterscheide *»zwei Arten zwischenmenschlicher Kommunikation, die Gewaltfreie Kommunikation und die lebensentfremdende Kommunikation. Zur spielerischen Veranschaulichung wird in Vorträgen und Seminaren dies auch als ‚Giraffensprache' und ‚Wolfssprache' bezeichnet.«*
Das klingt, als stamme es aus einem »pädagogisch wertvollen« Kinderbuch von der Sorte, die Eltern spätestens beim fünften Vorlesen am liebsten schreiend in die Ecke pfeffern würden; nicht zuletzt, weil die Metapher schwerer hinkt als ein Löwe (wie er im Gegensatz zu Wölfen tatsächlich im Giraffen-Habitat vorkommt), der gerade in einer alles andere als gewaltfreien Begegnung einen kräftigen Tritt mit einem Giraffenhuf abbekommen hat.

Aber sehen wir mal großzügig darüber hinweg, dass die GFK selbst mittels reichlich lebensentfremdeter Bilder kommuniziert und wenden uns ihren Inhalten zu. Konflikte entstehen laut Rosenberg und seiner Anhängerschaft durch falsche, also »lebensentfremdende« Kommunikation, die gekennzeichnet sei durch »moralisches Urteilen«, »Leugnen der Verantwortung für eigene Gefühle und Handlungen« sowie »das Stellen von Forderungen anstatt von Bitten«. Dem entgegengesetzt wird »empathisches Zuhören«, auf dem dann wiederum »vier Schritte« fußen: »Beobachtung, Gefühl, Bedürfnis, Bitte«.
Als banales Beispiel findet sich bei Wikipedia die leidige WG-Diskussion um den Abwasch – dass die vermutlich nicht zufriedenstellend verlaufen wird, wenn man sein Gegenüber zum Auftakt gleich mal als schlampig bezeichnet, kann man sich allerdings auch ohne teure Coaching-Seminare denken. Eine gewaltfreie Ansprache sähe hingegen etwa so aus: »In der letzten Woche hast du dein Geschirr dreimal nach dem Essen auf die Spüle gestellt, und es stand dort jeweils bis zum Morgen. Dann habe ich es abgespült.« Man darf bezweifeln, ob der Mitbewohner das als weniger vorwurfsvoll empfindet und stattdessen skriptgemäß antwortet »Du hast wiederholt dreckiges Geschirr vorgefunden?«, worauf ein empathischer Austausch über Frustgefühle und schließlich das Happy End in Form eines Putzplans folgt.
Dieses Szenario klingt lediglich – nun ja: etwas lebensentfremdet. Weniger harmlos wird es hingegen, wenn man als ebenfalls ziemlich alltägliches Fallbeispiel etwa diesen einen Onkel heranzieht, der mit der AfD sympathisiert und auf Familienfeiern regelmäßig seine entsprechenden Ansichten von sich gibt. Laut Richtschnur der Gewaltfreien Kommunikation verbietet es sich, ihn deshalb als Nazi zu bezeichnen – das wäre ja »moralisches Urteilen«. Auch müsste man erst einmal in sich gehen, um zu erforschen, welchen Anteil man selbst an der Abneigung gegen den Verwandten hat, und am besten noch empathisch ergründen, warum er so ein Arschloch geworden ist. Und bitte bloß keine klare Ansage à la: »Halt die Fresse und lass dich hier nie wieder blicken.«
Das gewaltfreie Kommunizieren im Familienkreis entspricht also ziemlich genau dem, was seit einigen Jahren in allen großen Medien unter dem Motto »Mit Rechten reden« ganz groß in Mode ist, weshalb es bestimmt nicht mehr lange dauern kann, bis die ganzen Faschos endlich zu Tode gekuschelt sind.

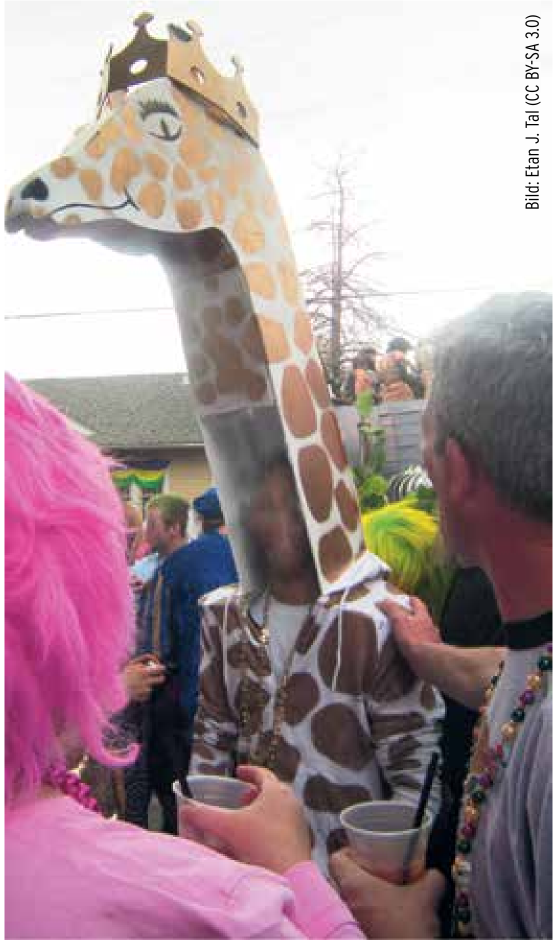


Bild: Etan J. Tal (CC BY-SA 3.0)

Um wie eine Giraffe zu kommunizieren, musst du selbst zur Giraffe werden.

Kleiner gewaltloser Exkurs

Diese Parallele ist kein Zufall. Wie der Name erahnen lässt, beruft sich die Gewaltfreie Kommunikation auf Mahatma Gandhi, und schon der hatte tolle Ideen zum Umgang mit Nazis. So schrieb er im Juli 1939 – unter der Anrede »Lieber Freund« – einen Brief an Adolf Hitler, des Inhalts, die Sache mit dem Krieg doch lieber sein zu lassen; 1940 folgte ein zweiter, in dem er sogar noch einmal extra betonte: »Dass ich Sie als Freund bezeichne, ist keine Formalität. Ich besitze keine Feinde.« Beide Briefe erreichten zwar niemals ihren Empfänger, weil die Briten sie abfingen, man darf aber getrost bezweifeln, dass sie den Lauf der Weltgeschichte geändert hätten.
Das kann man noch naiv nennen, absolut zynisch wird Gandhis Gewaltfreiheit allerdings in Hinblick auf die Shoah. Kurz nach der Pogromnacht 1938 riet er den deutschen Juden in einem Aufsatz zum »gewaltlosen Widerstand«: »Leiden, das freiwillig auf sich genommen wird, wird ihnen innere Stärke und Glückseligkeit[1] verleihen.« Selbst wenn man Gandhi zugutehält, dass er seinerzeit das Ausmaß des Massenmords der kommenden Jahre nicht erahnen konnte, antizipierte er doch damals schon ein sich anbahnendes, so wörtlich, »Massaker« – was für ihn aber auch kein Grund war, wenigstens den Zionismus als rettenden Ausweg in Betracht zu ziehen. »Warum sollten sie [die Juden], nicht wie andere Völker der Erde jenes Land zu ihrer Heimat machen, in dem sie geboren sind und ihren Lebensunterhalt verdienen?« Und wenn schon nach Palästina, dann nur mit der Gnade der Araber, deren »Herzen sie umstimmen sollten«. Nämlich wie? Sie sollten »sich erschießen oder ins Tote Meer werfen lassen, ohne auch nur einen kleinen Finger gegen sie [die Araber] zu erheben«.[2]

Bild: Bridget Coila (CC BY-SA 2.0 AT)

Giraffensprache und Wolfssprache im Bauchrednermodus: Marshall Rosenberg 1990 bei einem Workshop über Gewaltfreie Kommunikation mit Handpuppen.

Aggressiv gewaltfrei

Wir lernen: Oftmals ist das Dogma der Gewaltfreiheit schlicht naiv, zynisch oder beides. Und während sich Gandhi der Gewalttätigkeit der Verhältnisse immerhin noch bewusst war und er »nur« propagierte, sich diesen freiwillig auszuliefern, blenden seine Adepten regelmäßig aus, dass moderne Gesellschaften auch ohne Krieg, Völkermord und koloniale Unterdrückung auf struktureller (und teils auch physischer, nicht umsonst heißt es Staatsgewalt) basieren.
Das gilt nicht zuletzt für die Gewaltfreie Kommunikation, die dadurch die Verhältnisse mindestens unbewusst reproduziert – sofern sie nicht ohnehin als reine Macht- und Manipulationsstrategie eingesetzt wird. Ein Beispiel schildert die New Yorker Behindertenaktivistin und Rabbinerin Ruti Regan in ihrem Blog »Real Social Skills«:
»Ich bat kürzlich einen GFK-Vertreter, folgende Frage zu beantworten: Gehen wir von folgender Situation aus: Ein Täter in einer Missbrauchsbeziehung hat ein emotionales Bedürfnis nach Respekt. Er empfindet es als zutiefst verletzend, wenn sich seine Partnerin mit anderen Männern unterhält. Er sagt: ‚Wenn du mit anderen Männern sprichst, fühle ich mich verletzt, denn ich brauche gegenseitigen Respekt.' Wie erklärt man nach GFK-Prinzipien, dass das, was er tut, falsch ist? Die Antwort war diese: »Du bezeichnest ihn als ‚Täter'. Missbräuchliches Verhalten ist falsch, weil eine Person mit einem solchen Verhalten sich nicht gleichberechtigt um die Bedürfnisse anderer kümmern will oder kann. [Aber] macht er etwas falsch? Oder ist er schlicht ehrlich, weil er sich verletzt fühlt, wenn seine Partnerin mit anderen Männern spricht? Sie könnte ja seine Ex-Partnerin werden, wenn sie seiner Forderung nicht nachkommt.«
Das lässt, wie Regan kritisiert, keine Option offen, zu sagen: »Das ist kein Gespräch, an dem ich teilnehmen will« oder »Ich halte dieses Gefühl nicht für etwas, das ich berücksichtigen sollte«, und geht schon sehr in Richtung der allseits beliebten Täter-Opfer-Umkehr.[3] Die Gewaltfreie Kommunikation führt also schon im Zwischenmenschlichen zu allerhand Schieflagen und stellt nicht selten selbst eine Form der Aggression dar, die dem Gegenüber eine bestimmte Diskursform aufnötigt.

Und da es bekanntlich nichts gibt, was nicht durch den Kapitalismus noch verschlimmert werden könnte, hat das Konzept natürlich auch längst Einzug in die Betriebe gehalten. Der Autor Sebastian Friedrich schreibt in seinem »Lexikon der Leistungsgesellschaft«: *»Gerade dort entpuppt sich hinter der vermeintlich empathischen Hülle schnell ein Wolf im Giraffenkostüm. Es sollte bereits skeptisch machen, dass GFK-Workshops zu den meist angebotenen Wochenendseminaren für Angestellte in Leitungspositionen zählen. Man stelle sich einen Chef vor, der total gewaltfrei sein Bedürfnis formuliert, die Arbeitsprozesse zu rationalisieren, die Produktivität zu steigern, aber kein Interesse daran hat, gleichzeitig den Lohn zu erhöhen. Demgegenüber äußert die oder der Lohnabhängige das Bedürfnis nach mehr Gehalt und weniger Arbeitszeit. Ob da die Giraffensprache weiterhilft?«*

Das reiht sich ein in den Boom von Wellness, Achtsamkeit und was derlei Dinge mehr sind, zu denen Menschen auf der Suche nach Harmonie in maximal unentspannten Zeiten Zuflucht nehmen, die letztlich aber selbst nur dazu dienen, das Hamsterrad am Laufen zu halten. Von der »wertschätzenden« Firma bezahlte Yogastunden statt Arbeitskampf, entspannt und gewaltfrei in das Burnout. Den Wölfen im Giraffenpelz gefällt das.

---

[1] Im Englischen: »joy«

[2] Wenig überraschend findet man ähnliche Argumentationsmuster auch bei heutigen Friedensbewegten wieder, die es unerträglich finden, dass die israelische Regierung es nicht tatenlos hinnimmt, wenn mal wieder Wohngebiete mit Raketen beschossen werden; gerne auch noch mit dem besonders perfiden Vorwurf, gerade die Bürger des jüdischen Staats müssten doch aus dem Holocaust gelernt haben, wie schlimm Gewalt ist. Tatsächlich nichts gelernt hatte hingegen Gandhi. Der befand auch rückblickend noch: »Hitler hat fünf Millionen (sic!) Juden ermordet. Das ist das größte Verbrechen unserer Zeit. Aber die Juden hätten sich selbst dem Schlachtermesser ausliefern sollen. Sie hätten sich von den Klippen ins Meer stürzen sollen.«

[3] Auch hier zeigt sich wieder die Parallele zum »Mit Rechten reden«-Spielchen: Als Feinde der Demokratie gelten nicht etwa diejenigen, die sie erklärtermaßen zerstören wollen, sondern alle, die sich dem »ausgewogenen Dialog« über das Für und Wider einer verbrecherischen Ideologie verweigern.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Sprachpolitik und soziale Kontrolle

Nach dem paradoxen Zusammenhang zwischen der Zunahme gesellschaftlicher Pluralität und der Reduktion von Sprache auf ein Machtmittel und ein Instrument zur Bewusstseinsproduktion fragt *Marcel Matthies.*

»Die Lakaien der herrschenden gesellschaftlichen Tendenzen sind auch die Papageien des herrschenden Sprachgebrauchs – und umgekehrt.« (Dolf Sternberger)

Der Autor Robert Menasse, der Journalist Claas Relotius und die Bloggerin Marie-Sophie Hingst (siehe Versorgerin #123) rissen für die gute Sache die Grenze zwischen Dichtung und Wirklichkeit ein. Sogar Preise ließen sich damit gewinnen, kunstvoll erfundene Narrative als Tatsachen zu verkaufen. Damit sind sie zu radikalen Vertretern einer Ästhetik postmodernen Polit-infotainments geworden, deren Verständnis von Faktizität, inspiriert vom TV-Konzept der Scripted Reality und von Raymond Federmans in die Reportage überführte Poetik der Surfiction, sich mitunter an der Erfindung von Wirklichkeit orientiert. Surfiction thematisiert eine durch Fiktionalisierungsstrategien hergestellte Meta-Fiktion. Fiktionen gewinnen eine wirklichkeitsgestaltende Kraft.
Mit den Enthüllungen ihrer unausgewiesenen Realfiktionen sorgten sie ungewollt dafür, das Misstrauen in die Mediendemokratie weiter zu schüren. Dies unterscheidet sie von früheren professionellen Borderline-Journalisten wie Michael Born oder Tom Kummer – namhaften Vertreter eines pseudorealistischen Schreibens –, da sich deren Fälschungen kaum als Beweis für ein politisch gesteuertes Meinungsklima ausschlachten ließen. Zudem führen die jüngsten Vorfälle vor Augen, dass es vor allem darauf ankommt, politische Sachverhalte den Konsumgewohnheiten und weltanschaulichen Einstellungen gemäß aufzubereiten.
Das kreative Verhältnis obiger Autoren zur Wirklichkeit ist wohl auch deshalb lange nicht als solches erkannt worden, da engagierte Instant-Literatur in einer kulturrevolutionären Zeit auf ein enormes Interesse stößt. Kennzeichnend für die allgemeine Aufbereitung von Informationen ist ein gesteigerter Hang zur Alarmierung, Emotionalisierung, Fiktionalisierung, Personalisierung, Skandalisierung und Übervereinfachung von Inhalten. Indessen herrscht ein ausgeprägtes Bewusstsein dafür, dass Wirklichkeit eine Frage lenkbarer Wahrnehmung ist.

Postpanoptische Sprachregulierung

Virulent ist der Umbau von Sprache in Gebrauch und Funktion, was sich insbesondere in der neuen Politisierung der Sprache widerspiegelt. Das hängt weniger mit den sich aneinander verhärtenden Polarisierungen zusammen – die symptomatisch, nicht aber ursächlich dafür sind –, als vielmehr damit, dass nach Kenan Malik (Philosoph und Publizist) an eine plurale Gesellschaft paradoxerweise Vorstellungen einer Begrenzung der Redefreiheit und Verengung der Meinungsvielfalt geknüpft sind.
Wer durch Anwendung selektiver Informationsfilter sowie über die Auslegung politischer Begriffe in der Massenmediendemokratie entscheidet, bestimmt – anknüpfend an die Demoskopin Elisabeth Noelle-Neumann – das Meinungsklima maßgeblich. Die Ausdrucksformen eines fortschrittlichen Weltbilds manifestieren sich derzeit in einer eingehegten, politisch überformten Sprache, die im permanenten Ausnahmezustand des Medienbetriebs auf Kosten einigermaßen distanzierter Berichterstattung geht (siehe Michael Hallers Studie *Die ‚Flüchtlingskrise' in den Medien*). Passagen aus dem von der Europäischen Kommission hrsg. *Handbuch zur Integration für Entscheidungsträger und Praktiker* wirken vor diesem Hintergrund wie eine Anleitung zur Überwachung öffentlicher Sprache: »Der demografische Wandel in den europäischen Gesellschaften wird dazu führen, dass junge Zuwanderer einen großen Teil der zukünftigen berufstätigen Bevölkerung stellen werden. […] Ethnische Medienorganisationen können die Integration fördern und gleichzeitig die ethnische und kulturelle Identität bewahren. Dieser doppelte Ansatz hilft dabei, Möglichkeiten für einen alternativen Diskurs mit den etablierten Medien zu eröffnen, gleichzeitig bildet er eine Brücke zum Ursprungsland und zur Ursprungskultur. Ethnische Medien können für problematische Sichtweisen der Allgemeinheit eine wichtige Rolle spielen. Sie geben Zuwanderergruppen eine Stimme, bieten ihnen die Möglichkeit zu angemessener Darstellung, treten mit der Aufnahmegesellschaft in einen Dialog und bringen Missstände zur Sprache. […] Damit Diversitätsstrategien erfolgreich sind, müssen Medienorganisationen Mechanismen zur Implementierung konzipieren und deren Erfolg überprüfen. […] Verhaltensregeln sollten darum auch versuchen, die Verwendung falscher […] Ausdrücke wie ‚illegale Asylbewerber' zu vermeiden. […] Beschwerdegremien und Bürgerbeauftragte für Medien können bei der Selbstregulierung der Branche eine konstruktive Rolle spielen und auf folgende Weise die ethischen Standards verstärken sowie die Integration unterstützen […]. Die Leistung kann von unabhängigen Beobachtungsstellen, durchsetzungsfähigen Presseräten und anderen Integrationsakteuren überwacht werden.«
Die Suggestionskraft von Sprache ist (in Form sprachmächtiger Exorzismen, Beschwörungen und Achtsamkeitsregeln) im spröder werdenden Alltag verhaltenstherapeutischer Selbstermächtigung längst zum Spektakel geworden. Sprachsensibilität ist als konstitutiver Bestandteil der öffentlichen Wirklichkeit tief in das private Empfinden eingedrungen. Da stören kritische Töne wie die von Ali Ertan Toprak, dem Präsidenten der Migrantenorganisation BAGIV, dessen Positionspapier beim 10. Integrationsgipfel 2018 nicht für das Plenum zugelassen wurde. Inhaltlich wich er zu sehr von den zur Reklame aufgeblasenen Narrativen ab: Er lehnt die den (Post-) Migranten zugewiesene Opferrolle ab und bezweifelt, dass gelingendes Zusammenleben ausschließlich von den Einstellungen einer als zutiefst rassistisch ausgewiesenen Aufnahmegesellschaft abhängig sei. Exemplarisch ist auch die Zurechtweisung des Autors Michael Kleeberg im Rahmen der Frankfurter Poetik-Dozentur 2017. Die Geschäftsführerin Susanne Komfort-Hein sah sich veranlasst, den Dozenten für dessen islamkritische Aussagen zu maßregeln, indem sie ihn mit der »unbedingte[n] Sensibilität für unsere Sprachregelungen« und der »kritische[n] Analyse demokratiefeindlicher Rhetorik« konfrontierte. Im hermeneutischen Netz postpanoptischer Sprachbeaufsichtigung ist Islamkritik eng mit Vorstellungen von Rassismus und rechter Hetze verknüpft, so der Intellektuelle Kacem El Ghazzali. Davon weiß auch die Illustratorin Bianca Tschaikner ein Lied zu singen, wurde sie doch aufgrund der verwendeten Bildsprache ihrer Darstellung der Ereignisse in der Kölner Silvesternacht 2015 auf dem *Falter-Cover* zur Rassistin erklärt und die Wiener Wochenzeitung offiziell vom Presserat gerügt.

Produktion von Bewusstsein

Weiterhin lässt sich in der veröffentlichten Meinung neben den Thematisierungs- und Themenstrukturierungseffekten ein Aufweichen der Faktenstruktur beobachten. Über welche Ereignisse qualitativ und quantitativ berichtet wird, ist konstitutiv für die Herstellung von Bewusstsein. Die Vermittlung informativer Fakten verschwindet dabei beinahe gänzlich hinter der Ausdeutung ihrer Zeichen. Der Dramatiker Peter Hacks spitzt das drastisch zu: »Ein Land, das Medien hat, braucht keine Zensur mehr.«
Die Avantgarde ambiguitätsintoleranter Akademiker zeichnet sich durch die Benutzung wissenschaftsförmiger Wortschablonen wie ‚Allianzen', ‚Assemblage', ‚DWEM', ‚Homonationalismus', ‚Intersektionalität', ‚Phallogozentrismus', ‚Rhizom' oder ‚Sprechort' aus. Sie verleihen dem Sprechenden eine Aura des Besonderen, geben die Begriffe doch vor, in sich etwas unfassbar Relevantes zu enthalten. Der progressive Sprachgestus gibt sich zwar betont nonkonformistisch, erstarrt bei genauerer Betrachtung aber – wie dessen fremdenfeindliches Pendant – zu einer flachen Semantik konnotativer Stereotypie.
Die monetäre Munitionierung von empowerten Sprachrohren und Gesinnungsgeneratoren für ideologische Arbeit zeigt auf, dass die narrative Verzerrung auf eine strukturelle Angleichung von Antisemitismus und Islamophobie hinausläuft. Elaborierte Schwundformen empirieresistenter Sprech- und Schreibweisen von Islamophobieforschern wie I. Attia, S.-N. Cheema, F. Hafez oder Y. Shooman zielen darauf ab, Bedenken gegen antisäkulare, antisemitische und patriarchale Ausprägungen dogmatischer islamischer Verbände zu diskreditieren. Shitstorms gegen die Cartoonistin Franziska Becker, die Frauenrechtlerin Naïla Chikhi oder die Ethnologin Susanne Schröter, allesamt des Rassismus bezichtigt, entspringen der Gefolgschaft dieses Milieus.
Wer an den Erfolg sprachsterilisierender Formulierungshilfen glaubt, um die verführbaren Massen vor rechten Rattenfängern zu schützen, wer also meint die Bevölkerung in der Bewusstseinsbildung umfassend betreuen zu müssen, traut der Überzeugungskraft seiner Argumente nicht und unterschätzt das sozialpsychologische Moment der Reaktanz, das sich dadurch auszeichnet, gegen eine als Bevormundung erlebte Sprachpolitik aufzubegehren. Ein mittels rigider Sprachhygiene erzeugter Bewusstseinsfilter, dessen Wirkmacht auch darin besteht, auf eine überwiegend von politischer Urteilskraft befreite Sprachschaumkraft zurückgreifen zu können, geht mit einem stark schematisierten Denken einher, das Verstehen durch Identifizieren ersetzt.
Denn sogar der diskursiven Matrix einer ihres politischen Sinngehalts weitgehend beraubten Semantik wohnt eine bewusstseinsbildende Kraft inne. Die Ausstrahlungskraft der Sprache geht auf Kosten der Bezeichnungskraft. Sprachpolitik ist darauf angelegt, sich in die Akteure öffentlicher Wirklichkeit hinein zu verlängern. Ihre semantische Elastizität ermöglicht es, reale Widersprüche sprach- und medienpolitisch zu irrealisieren oder in einen anderen vorstrukturierten Deutungsrahmen zu lenken.
Eine Steigerung der Wirksamkeit von Sprechblasenslogans – wie Vielfalt und Weltoffenheit als Allheilmittel – lässt sich durch Über-Affirmation und konsequente Wiederholung erzielen. Durch die Produktion von Bewusstsein soll sich die Welt in das Abbild der sprachlichen Vorstellungen von ihr verwandeln. Demnach konstituiere vor allem das sprachliche Bewusstsein die Wirklichkeit. Damit werden aber die der Sprache innewohnenden Möglichkeiten behindert: Die obsessive Konzentration auf die Wirkung von Sprache und der Konformitätsdruck der öffentlichen Meinung blockieren ihr Potential, das Denken an der begrifflich reflektierten Erfahrung auszubilden. Stattdessen bezweckt die Formierung politisch richtiger Sprache, sich von konkreten Widersprüchen in der Wirklichkeit zu emanzipieren und die hegemoniale Diskursherrschaft auszuweiten.
Das Bemühen um Herstellung von Konformität durch den Gebrauch politisch richtiger Diktion schafft Gefühle der Orientierung und Zugehörigkeit. Wer die Machttechniken der Sprachpolitik verinnerlicht, erfährt ihre Anwendung im Sinne Foucaults als stimulierend. Indessen verkümmert Sprache zum strategischen Instrument von Disziplinarmächten, um sie für hierarchische Überwachung nutzbar zu machen. Ihr anti-liberaler Kern besteht darin, einen unerreichbaren kollektiven Konsens schaffen zu wollen, um das Bewusstsein der Vielen derart zu konditionieren, dass abweichende Gedanken möglichst gar nicht erst entstehen.

Marcel Matthies ist als Komparatist an der Universität in Halle tätig. Er verfasst außerdem regelmäßig Rezensionen, lektoriert Texte und sieht davon ab, eine Schreibwerkstatt zu besuchen.

S&V
Schmid & Viteka
Ton- & Lichtanlagen
0664 - 822 21 78 • 0664 - 344 51 81 • office@suv.at
BEZAHLTE ANZEIGE

Erwischte Wirklichkeit

Literarische Formen bewahren in sich Gefühle, Sehnsüchte und Ängste, die die Menschen sich nicht eingestehen wollen oder abgewöhnt haben. Von *Magnus Klaue.*

1983 entstand »Das Adressbuch« von Sophie Calle, das sich wie fast alle ihre Arbeiten keinem Genre, nicht einmal einer bestimmten Kunstform zuordnen lässt. Seit den siebziger Jahren hatte Calle es sich zur Gewohnheit gemacht, ausgestattet mit einer kleinen Kamera und einem Notizbuch in Paris zufällig ausgewählte Passanten zu verfolgen. Die unfreiwilligen Stadtführer dienten ihr als Ankerungspunkte für Phantasien, Geschichten und akribisch protokollierte Detektivspiele. Calle hat aus der gezielten Verletzung der Privatsphäre, auch der eigenen, eine neue Kunstform gemacht, ließ sich durch ihre Mutter selbst von Detektiven beobachten oder trat eine Stelle als Zimmermädchen in einem Hotel an, um systematisch die Privatgegenstände der Gäste zu durchsuchen. »Das Adressbuch«, im vergangenen Jahr bei Suhrkamp auf Deutsch erschienen, versammelt Kolumnen, die sie für *Libération* über einen Unbekannten schrieb: den Besitzer eines Adressen- und Telefonverzeichnisses, das sie eines Tages gefunden hatte. Sie kopierte das Buch, schickte das Original zurück an den Eigentümer und kontaktierte dann alle darin eingetragenen Personen, um sich von ihnen Erinnerungen und Erfahrungen über den Unbekannten mitteilen zu lassen. Manche lehnten ab, viele aber beantworteten anstandslos ihre Fragen und stellten so den Stoff bereit, der in den Kolumnen verarbeitet wurde.

»Das Adressbuch« ist weder Literatur noch Dokument, weder bildende Kunst noch Performance, sondern eine genuine, inkommensurable Form: Zeugnis und Reflexion einer Handlung, die der zur Phrase gewordenen Forderung, Kunst müsse Grenzen verletzen, noch einmal wahrhaft rücksichtslose Geltung verlieh, indem sie Kunst auch im juristischen Sinn als Tat begriffen hat. Diese Tat, die in den Kolumnen nicht auf-, sondern ihnen vorausging, erinnert an eine im Alltag der Menschen gründlich verdrängte Sehnsucht: zu verschwinden im Leben der anderen, die man niemals kennenlernen wird; einfach in die Welt irgendeines Fremden überzuwechseln, um das Gehäuse der eigenen Identität abzustreifen; aber auch die Regeln und Verhaltensweisen, mit denen die Menschen um sich permanent Trennlinien ziehen, im zweckfreien Affront zu durchbrechen. Der Besitzer des Adressbuchs, der später gegen Calle klagte, hatte richtig verstanden, dass es ihr darum ging, Kunst erneut und gegen die damals schon herrschende Transgressionsmode tatsächlich als *Übergriff* zu verstehen, als unbotmäßige Einmischung in das Leben der Menschen, denen sie, sofern sie ihren eigenen Anspruch ernst nimmt, zu nahe treten muss, damit sie sie etwas angeht.

Auch genuin literarische Formen sind einmal entstanden in außerliterarischen Zusammenhängen, aus denen sie in die Literatur importiert, mit deren Formen vermittelt und zu etwas Neuem verfugt wurden. Die gesamte literarische Moderne lässt sich unter diesem Aspekt begreifen; als konzentrierter Versuch der Literatur, das ihr Ferne, der Sprache Ähnliche, aber in Sprache nicht Aufgehende in sich aufzunehmen und als Fremdes zu reflektieren. Die Form von Prosa, die Marcel Prousts »A la Recherche du Temps perdu« entwickelt, sucht die stummen Schichten somatischer Erfahrung im Subjekt, die durch Geschmack, Geruch oder Geräusch revoziert werden, im sprachlichen Ausdruck zur Geltung zu bringen. Auch hier klingt im Titel der detektivische Impuls solcher Arbeit an. Der Autor muß gleichsam immer bereit sein, seinen Gegenstand in genau dem Moment, in dem er sich zeigt, zu erwischen, und seine ganze Konzentration darauf verwenden, dem nie gänzlich verfügbaren, immer widerstehenden Objekt auf die Schliche zu kommen, indem er dessen Eigenständigkeit anerkennt. Deshalb entwickelte sich die Detektivgeschichte als populäre Seitenform der ästhetischen Moderne. Beiden gemeinsam war ein neues Bewusstsein um den Vorrang des Objekts, das im Fall der Literatur nicht einfach die Sprache als Material ist, sondern als originäre Ausdrucksform des Sprachfernen, dessen, was sich ihr notwendig entzieht.

Collage zu Texten über Schlaf in »Raoul Tranchirers vielseitiger großer Ratschläger für alle Fälle der Welt« von Ror Wolf

Montage und Collage als literarische Verfahrensweisen adaptieren daher nicht einfach Techniken der bildenden Kunst, der Fotografie oder des Films, sondern versuchen im Modus der Sprache das gleiche, was zur gleichen Zeit in ihrer je eigenen Form die anderen Künste anstrebten: ihre eigene, nur immanente Logik aufzubrechen, indem sie das ihnen Ferne, die Bruchstücke des Wirklichen, das in der ästhetischen Form nie aufgeht, dieser anähneln und in sie einwandern lassen. Daher sind Montage und Collage, anders als es ein schaler Kunstunterricht noch immer lehrt, keine inzwischen historisch gewordenen Mittel der sich immer weiter entwickelnden Künste, sondern ästhetische Denkformen, die sich der eigenen Dynamik gemäß notwendig selbst erneuern. Der jüngst verstorbene Ror Wolf hat in seinem Werk alle entwickelten Formen der literarischen Moderne von Proust über Kafka bis Beckett mit bildnerischen Techniken des Surrealismus und mit trivialen Formen des Abenteuer- und Detektivromans verknüpft, nicht, um die Künste intermedial zu dezentrieren oder sie der lustigen Unvernunft auszuliefern, sondern um sie als allgültiges Archiv menschlicher Erfahrungs- und Denkmöglichkeiten ernst zu nehmen. Seine ab 1983 erschienene »Enzyklopädie für unerschrockene Leser«, eine ganz buchstäblich zusammengefugte und -geklebte Fragmentesammlung menschlichen Redens und Schwätzens in der Tradition von Karl Kraus' »Dritter Walpurgisnacht«, verdeutlicht den universalistischen Anspruch, den die Technik des Zusammenstückens schon immer hatte.

Solche Technik erschöpft sich keineswegs darin, die vermeintlich geschlossenen und damit irgendwie autoritären literarischen Gattungen der Lyrik, der Prosa und des Dramas auf Öffentlichkeit, Kollektivität usw. hin zu öffnen. Vielmehr dient sie mindestens ebenso der Aufschließung intimer, stummer, im Somatischen verschlossener Erfahrungsdimensionen des Subjekts, die wiederum auf dessen Wirklichkeit verweisen. Friederike Mayröcker etwa verfolgt mit der von ihr geschaffenen Form der »Magischen Blätter« so etwas wie ein spontanes und dennoch geübtes, unsystematisch-systematisches Sich-selbst-Ertappen, mit dem der Autor den Gedanken, die er hat, ohne um sie zu wissen, und den Gefühlen, die unter habitualisierten Formen des Fühlens verschüttet sind, auf die Spur zu kommen sucht. Auch hier erweist sich das Notizbuch, als loses Kompendium von Einfällen, Merksätzen, Plänen und Phantasien, als angemessene Ausdrucksform. Herta Müller wiederum stellt in ihren um die Jahrtausendwende entstandenen Text-Bild-Collagen wie »Im Haarknoten wohnt eine Dame« oder »Die blassen Herren mit den Mokkatassen« lyrische Texte aus Reproduktionen ausgeschnittener Buchstaben und Wörter zusammen, die dabei eine figurative Dimension gewinnen und mit Zeichnungen und Kritzeleien ornamentiert sind. Das lässt teilweise an Kinderkunst denken, erinnert aber auch an Erpresserbriefe oder Kassiber, also an klandestine und anonyme Kommunikationsformen, die die Notwendigkeit voraussetzen, sich anders als über die üblichen Medien zu verständigen. Techniken der Collage, des Fragments und des Kompendiums dienen so als Aufbewahrungsorte privativer, voröffentlicher, im Vorsprachlichen verbleibender, aber gerade dadurch das Allgemeine vertretender Impulse. Diese sind nichts Irreales, Imaginäres, sondern Teile der Erfahrungswirklichkeit, die in jenem Alltagsvollzug, der sich Realität nennt, durch die Maschen fallen. Der ästhetische Impuls zielt darauf, solche Wirklichkeitsteile zu erhaschen und im eigenen Formengewebe einzufangen, ohne sie kommensurabel zu machen.

Es spricht einiges dafür, den Unterschied zwischen der Sphäre des Gesellschaftlichen und des Ästhetischen weniger in der Differenz zwischen Repräsentation und Nicht-Repräsentation zu sehen als in der Intention des ästhetischen Ausdrucks, seinen Gegenstand, der die Wirklichkeit ist, zu erwischen, statt nur darzustellen, ihn einzufangen, statt ihn zu bestimmen und festzunageln. In seiner 2012 erschienen Studie »Geistersprache. Zweck und Mittel der Lyrik« entwickelt der Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer, anders als der instrumentalistische Untertitel erwarten lässt, den Gedanken, dass das lyrische Sprechen in der Moderne zum letzten verbliebenen Aufbewahrungsort einer Kommunikativität geworden ist, die in der Gegenwart keinen Ort mehr hat. Gerade weil die Lyrik in der Form von Zaubersprüchen, Rhapsodien, Epen usw. einmal kollektive menschliche Ausdrucksform *sui generis* war, wurde sie demnach in der Moderne mehr und mehr die privilegierte Form hermetischer, verrätselter, antikommunikativer Rede, die in ihrer Selbstabdichtung gegen die Mitteilung das kommunikative Potential menschlicher Sprache als *Unbrauchbares* bewahrt.

Zu einem solchen Gedächtnisort wird Dichtung nicht aufgrund der Intentionen der Dichter oder des Publikums, sondern hinter dem Rücken derer, durch deren Produktion und Rezeption die literarischen Formen sich konstituieren. Literatur, authentische Kunst überhaupt, wäre, nimmt man diesen Gedanken ernst, das einzige in freier Tätigkeit und reflektierter Spontaneität entstandene Menschheitsgedächtnis, weil darin all jene Erfahrungen, Affekte, Gefühle und Wirklichkeitsspuren bewahrt bleiben, die in den Medien gesellschaftlicher und historischer Selbstvergewisserung (von Museen über Lexika bis zur approbierten und daher schlechten Kunst) lediglich gesammelt, gefiltert, benannt, klassifiziert und repräsentiert sind. Je mehr der Kunstbetrieb unter dem Vorzeichen zivilgesellschaftlichen Engagements, politischer Meinung und ästhetischer Manipulation selbst nur noch der kollektiven Selbstvergewisserung von Gruppen und Institutionen dient, umso labiler wird die Fähigkeit der ästhetischen Sphäre, einzufangen, was die Gesellschaft nur ordnet, kommentiert oder propagiert. Wenn Literatur wie in Mayröckers »Magischen Blättern« erneut zu dem privativen Notat und Gekritzel zu werden scheint, aus dem sie einmal hervorging, so bezeugt das, wie eng der Raum mittlerweile geworden ist, in dem die freie Geste des Einzelnen, die sich nicht nur dem Allgemeinen, sondern dem Einzelnen selbst entzieht, artikuliert und gespürt werden kann.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und schreibt u.a. für die* Bahamas. *Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der Band* Die Antiquiertheit des Sexus.

„Seit Jahresanfang 2020 gibt es nun auch in Linz einen Kautionsfonds. Damit wurde eine jahrelang von der KPÖ erhobene Forderung realisiert. Für Wohnungssuchende mit geringem Einkommen ist das eine wichtige Unterstützung für die Anmietung einer Wohnung.”
Gerlinde Grünn, Gemeinderätin der KPÖ in Linz
Linksruckzuck KPÖ
Mail ooe@kpoe.at, Web ooe.kpoe.at
BEZAHLTE ANZEIGE

Sprache im Antiquasimodus

Kaputte Linguisten arbeiten mit einem unfertigen Schreibbot: Ein Kurzbericht über ein STWST-Schreibbot-Projekt des vergangenen Jahres, ein Wort-Deep-Drilling und darüber, was »an der Schnittstelle« von Sprache und Medium alles »erfahrbar gemacht« werden konnte. Oder auch nicht.

Vorausgeschickt kann werden, dass der STWST-Schreibbot schon in seinen ersten Testläufen kein einziges Mal das Wort »Schnittstelle« ausgespuckt hat, ebenso wenig wie die Wortwendung »erfahrbar machen«. Deswegen könnte man meinen, dass der Bot als probater Schreibautomat aufgesetzt wurde, weil schließlich kaum bis gar nicht die Jargons und/oder sonstigen Bedeutungshülsen vorkommen, die im kulturellen Überbau (Unterbau, Nebenbau, Neubau) eine ganze Heerschar an menschlichen ProfessionistInnen ganz locker regelmäßig aus dem Ärmel schüttelt: Der Bot »berichtete« auch nicht von »Sprechorten«, »Verschränkungen«, »diskursiven Möglichkeitsräumen«, »adressierten Narrativen« oder sonstigem »verortendem« oder »auslotendem« Zeitgeist-Vokabular, sondern entwarf stattdessen auf Mausklick einen ganzen Kosmos von Neologismen, die, auf unterschiedlichen Kreativitätsleveln getuned, mal mehr, mal weniger vertraut, mal dumpf, mal erfrischend daherkamen. Er gab schon in seinem unfertigen Status Wortneuschöpfungen aus, wie »Schnittsynten«, »Sexität«, »Wortsake«, »Konsequenten«, »Konsequeller«, »Konformenten« usw, oder auch Kryptisches wie »Songschaft« und »Naturten« und viele weitere merkwürdige Sprachkomponenten, Wörter und Textteile. Es würde den Rahmen sprengen, hier in die Ergebnis-Vollen zu gehen. Sinn und Syntax in diesen Testläufen schienen jedenfalls oftmals haarscharf an den Wörtern und Satzkonstrukten vorbeizuzielen, die sie in ihrer vermeintlichen oder tatsächlichen kulturellen Größe anklingen haben lassen. In Menge und Gestus offenbarten die Begriffe, non-grammatikalen Zusammenhänge und Satzkonstrukte eine gewisse Aura eines Wort-Nachhalls, bzw vielleicht sogar eines Wort-Nachwalhallas, und ließen nachgerade eine Art bizarre Sprachdämmerung am Horizont leuchten. Und warum hier auch gleich ein wagnerianischer Wahnsinn in Anschlag gebracht wird, liegt an einem zweigeteilten Kunstprojekt, das letztes Jahr umgesetzt wurde: Der erste Teil wurde »in hohler Phrase« ausgerufen und im Rahmen der letztjährigen Showcase-Extravaganza STWST48x5 präsentiert: »UNFINISHED LANGUAGE: Kaputte STWST-Linguisten arbeiten mit einem unfertigen Schreibbot. Eingespeiste Textredaktion, das Bot-Review im Vorfeld, das Medium Sprache oder auch nur: Sprache ganz daneben. DER QUASI-BOT AND THE UNFINISHED LANGUAGE: ‚Am Anfang war das Wort. Aber das Wort hat keine Kraft mehr'«. Und damit zusammenhängend, zweiter Ansatz, »DEEP DRILLING FOR CONTRACTS / Soundloch Loop« – und der folgende Absatz ist mit einem tiefen, verlangsamten Atemzug auf einen dunkleren Paradigmenwechsel deutend, eben auf Rheingold bezogen: »Deep Drilling for Contracts: Wir graben einfach runter. Das Herausschlagen von Macht/BUSINESS aus der Natur als Kernkompetenz unserer frühen Industrie/KULTURgeschichte. 12 Sekunden metallisches Gehämmere als geloopte Soundessenz einer Ring-Mythologie, die im späten 19. Jahrhundert den Übergang der Vormoderne zur Moderne verhandelt: Zuerst runtergraben und Erz aus dem Berg schlagen, dann durch technologischen Voodoo einen goldenen Ring der Macht schmieden, es folgen Verträge und Kapital. Schon zu Beginn sind alle unglücklich. Viele Jahre später, jetzt: Smart. Individual. DEEP. Core. Das Ende der bisherigen gemachten Verträge. Business am Wendepunkt. Ausbeutung as ever. DEEP DRILLING FOR NEW CONTRACTS.« Soll heißen: Im Zeitalter der IT und ihrer neuen Verträge wird ab jetzt beim Lehensherrn wieder mit Blut unterzeichnet.

Neologos

Zurück zum Anfang des Schreibbot-Projekts: Es wurde ein Schreibbot programmiert (Python als Programmiersprache, Tensorflow als Machine-Learning-Element)[1] und danach mit etwa 10 Millionen Zeichen aus dem STWST-Kontext gefüttert, zu einem großen Teil aus Texten der Zeitung Versorgerin, um das neuronale Netz anzustoßen. Dieses Schreibbot-Projekt war anfänglich als »Eingespeiste Textredaktion und Bot-Review im Vorfeld« konzipiert. Ziel war es zuerst, automatisierte Reviews zu verfassen, allerdings bereits in Projektvorfeldern. Dies ist natürlich paradox und kritisiert als Idee die Automatisierungsprozesse von Sinnzusammenhängen. Um es auf die Spitze zu treiben bedeutete das in den konkreten Medias Res einen anvisierten Schreibbot-generierten »Ars-Electronica-Review im Vorfeld«. Dieser wurde schon vor längerer Zeit bei kommerziellen Anbietern angefragt, es folgten amüsante Mailverläufe über das tolle Vorhaben (jaja, die alte Medienkunstfestival-Tante Ars zieht immer noch), bzw vor allem kam es zum plötzlichen Abbruch der Kommunikation, wenn bemerkt wurde, dass man sich mit diesem Projekt in einem subversiven-Nullsummen-Spiel verfangen könnte – das es schließlich auch ist. Die Ars Electronica steht hier im Übrigen nur exemplarisch, bot aber einen schönen Unterboden für den Hype. Die Kritik, die damit zusammenhängt, ist größer: Es kursieren in den schönen neuen »Umgebungswelten« der »Changes« aller Art und des »Neuen« Unmengen von bestens aufbereitetem Text- und sonstigem Material, um die Entwicklungen in Stellung zu bringen und tatsächliche Auseinandersetzungen mit Inhalten gleich ganz allgemein vorauseilend in den Wind schießen zu können. Gegen so eine Herangehensweise bäumen sich zwar immer noch einzelne kritische kleine Menschlein auf. Fakt ist allerdings, dass Politiker, Investoren, Rektoren, Intendanten, CEOs und anderes Symbolisches-bis Reales-Kapital-Chefgesocks herumzieht wie sprechende Wolken und in überzeugender Weise eine ganze Entourage für sich arbeiten lässt, etwa Ideologen, Motivatoren, Multiplikatoren, Lobbyisten, oder Presse- und PR-Abteilungen, die – weitgehend losgelöst von Inhalten, die sie eigentlich behandeln sollten – in ihrem Phantasy-Sprech zunehmend Amok laufen. Ob Inhalte da immerhin noch »mitgemeint« sind? Man weiß es nicht.

In Anbetracht solcher Zusammenhänge, und auch im Anbetracht dessen, dass der künstlerische Impetus dieses Vorhabens sowieso nie eine Entwicklung von Sprach-KI nachzeichnen sollte, das in permanent verbesserten X.0-Versionen bereits von Industrie bis Startup angekommen ist, wurde eine reguläre Weiterarbeit mit dem Bot, im Sinne seiner stetigen Verbesserung durch neuronales Lernen, gleich zu Beginn wieder gestoppt und fallengelassen. Bzw sollte der Bot nach einer sehr bald einsetzenden Reflexionsphase des Vorhabens von Anfang an unfertig bleiben: Als Ziel des künstlerischen Projekts bestätigte sich vielmehr,

BEZAHLTE ANZEIGE

vor allem mit den Sprachabweichungen weiterzuarbeiten, und auf die verschiedenen »Kreativitätsmodi« der potentiell in unendlicher Quantität auf Knopfdruck generierten Begriffe und »Texte« konkreter Kontexte anderer Projektvorhaben wieder aufzusetzen, bzw sich mit etwas zu konfrontieren, das zwischen Sprachgift und Sprachgegengift in einem permanenten Wechsel von JA/NEIN-Antworten schaltet. Wir befinden uns hier also in einem Prozess von Quasimodus und Antiquasimodus von Sprache: Auf eine bis zur Sinnentfremdung instrumentalisierte Sprache, bzw auf deren gereinigten Begriffe, die Widersprüche zurückweisen, antwortet der Nicht-Sinn. So wurden einige Mehrzeiler zu denjenigen Schlagwörtern generiert, die an sich schon unter die Gift-oder-Gegengift-Anführungszeichen gesetzt werden könnten, wie etwa »Heimat«: »Heimation, Heimatisch, Heimatiert«. Oder »Identität«: »Identität, als Songschaft des Geschwachsels und des Schwalfs«. Etwas brachialer und robuster wurden dann mit den Schlagworten »Sprache metallisch gehämmert« oder »Radical Art« weitere Neologismen ausgespuckt. In einem Teil des Projekts wurde mit Neologismen systematischer weitergearbeitet. Unter anderem wurde im Ansatz ein Neologismenwörterbuch konzipiert, dessen Erklärungen wieder vom Bot »geschrieben« wurden und neue Neologismen ins Spiel gebracht haben (»Naturten, die: 1. schlechoschale Naturten« … »Sexität, die: ursprünglich die Sexis betreffend«). Wen wunderts, dass das Wörterbuch nicht nur incomplete and unfinished geblieben ist, sondern wegen seines endless »Charakters« auch bald und mit entsprechender Verve zum Teufel gejagt wurde. Das Material blieb entmutigend in seiner Menge, es erweiterte sich permanent in noch tiefere Abgründe und mit attraktiv-desaströsem Vergnügen wurden in weiterer Folge Kurzlibretti und Songtexte für Sounds und Stücke destilliert und als Lesungen im kleinen Kreis organisiert: »Radical Art goes broker / Radical art goes broken Pack«. »Metallische Weeks von Nebelehren aus der Position«. »Wonne Konformierung Themen in den Tod, Mämmung Maschines«. »Vom Wert des Kapitalismus der Kontrovierung der Konstruierung von Konsequelder«. »Metallisches Gehämmere, assiert im Bergwerk aus sich herausschlagen«. »Es waren geringere Menschen mit dem Klassismus von Baller und Sache gegangener Technologie.« »Wenn ihm der ursprüngliche Antrieb freier Wahl genommen, steht der kritische Losgeher selbst den von oben bewilligten Opfern teilnahmslos gegenüber«. Letzter Satz stammt übrigens nicht vom Bot, sondern von Karl Kraus.

Später entstanden Textstücke, die nur mehr vom Bot inspiriert waren, quasi japanisch befreundet mit Maschinenkreativität entstanden sind. Hier wurde in einem autopoietischen Referenzrahmen und gleichzeitig mit weit auseinanderdriftenden Assoziationsketten hantiert. Innerhalb eines Schlaf-Themas wurde ein Textteil als grundsätzlich anders Gelagertes generiert: ein Quasi-Unbewusstes der Maschine wurde vom Schreibbot formuliert. Hier zeigten sich im Ergebnis Ähnlichkeiten und Ungereimtheiten zum Genre der experimentellen Literatur und der gesamte Ansatz wurde in eine künstlerische Gesamtkonzeption von Autopilot-Modi gestellt, die im Schlaf prozessiert werden. Wieder vom Schlaf weggehend wurden später Autoren und Autorinnen gelesen, die sich in Scifi, bzw. Non-Prosaformen mit dem Ende von Sprache beschäftigt haben, dann aber auch solche, die gar nichts mehr mit dem ursprünglich gestellten Thema zu tun hatten – und es bei den beteiligten kaputten Linguisten nur mehr um eine Lesetrance ging. Der Bot wurde damit komplett fallengelassen. Das Material blieb. Nach all diesen Prozessen wurde eine zufällig ausgesuchte Textauswahl kompiliert und eingesprochen, verschiedenen Aufnahme- und Abspielmodi unterzogen, bis die Ergebnisse schlussendlich deformiert genug waren, um sie als symbolisch-rituelle Wort-Tiefenbohrungen in umfassendem Rauschen enden zu lassen: Denn das alles wurde im Zusammenhang mit Sprache als »in den Untergrund zurückgedrücktes« Medium gestellt. Der Stehsatz in der Gruppe lautete, dass »die Sprache das Medium verlassen habe« und letzten Endes die Sprache, ebenso ein Stehsatz, wieder als »nach unten in die Erde geficktes Medium«, letztlich als mythologisch archaisch misshandelte Gaia und als ungeborener CHRONOS-NEOLOGOS[2]«, im Textloch innerhalb des Projektes »The Unfinished Language« abgespielt werden müsse. Dort ist der deformierte Sound auf das Gehämmere von Wagners Rheingold getroffen, innerhalb von »Deep Drilling for Contracts«, allerdings auch als bis in alle Ewigkeit geloopter und gestretchter Effekt: Es wurde die Stelle referenziert, wo die Zwerge im Untergrund in Nibelheim schuften.

Der größere Antiquasimodus

Das alles handelt davon, dass dem Menschen der Umgang mit seinen »ersten« Medien, denjenigen des Körpers und der Sprache und seiner Bedeutungen zunehmend entgleitet, bzw dass ihm die Vorstellungen einer bis in die Antike reichenden Kulturgeschichte und eines größeren Humanismus nachgerade aus dem Sinn geschlagen werden. Das ist ein grundlegenderer Paradigmenwechsel, als er in einem Totalzusammenhang von »Digitalisierung« zumeist beschönigend dargestellt wird. Dass ein Entgleiten von Sprache, die quasi im Reality-Check oft genug von ihrer eigenen Entmaterialisierung bis hin zur hochgelevelten Zweckgebundenheit ihrer eigenen Verwertungslogiken berichtet, alles in allem heutzutage an einen größeren Kontext der Kontexte, quasi an einen Superkontext der maximal auseinanderdriftenden Widersprüche eines kulturell-kapitalistischen Überbaus gebunden ist, der nicht mehr an herkömmliche Gegensätze gekoppelt werden kann, gleichzeitig aber über Begriffe und Lebensorganisation alle Widersprüche in sich vereinen und glätten soll, ist die größere Einbettung und das eigentliche Thema. Darin wird der einzelne Mensch zum Hologramm von Superzusammenhängen und seiner eigenen hyperhochgefahrenen einzelmenschlichen Erfahrung – die er kaum noch auszudrücken vermag, während sich aus dem Innen ein Gefühl seiner eigenen Entmaterialisierung einstellt, was sozusagen den Gewaltaspekt im Emoji darstellt.

»Der Mensch im Zeitalter der Digitalisierung« ist indessen zwischen aufgeschlagenen »Spannungsfeldern« oft banalisiert, etwa zwischen Kaspressknödeln und Heimat, oder auch zwischen 5G-Datenhighway und »Proof of Truth«. Im Sinne der Banalisierung bringen auch Begriffsreinigungen und Sprachregulierungen herzlich wenig – es ist unverständlich, auf weiteres Regelwerk zu setzen, wo es sich um konkrete Unterdrückungsmechanismen und ungeborene Emanzipation handelt. Dieses Regelwerk wird zudem ebenfalls in den Untergrund der Algorithmen gedrückt, und es ist eine Frage der Zeit, bis Algorithmen kulturell-emanzipatorische Sprachzeichen zu setzen beginnen, die den Menschen auf »etwas hinweisen« werden, um etwas »sichtbar und erfahrbar zu machen«, das sie real aber ohnehin in einem tatsächlich aufklärerischen Sinn sowieso nicht zu ändern gedenken: Probieren wir in diesem Sinne doch mal was Neues und nennen wir das Folgende eine kulturelle Verwunderungs-Markierung einer Sprache der Zukunft, von einem Zukunfts-Bot hergestellt – und das geht so: »Zwischen Synten*? und schlechoschalen* Naturten*? Sucht der Mensch? Auf der Galerne*? Nach seiner Branne* anderer Positionen*??????« Und somit verlassen wir Polemia auch schon wieder. Bleibt an dieser Stelle nur zu sagen: Die KI schafft die Arbeit. Und es werden alle von den Entwicklungen profitieren, die davon profitieren werden.

---

[1] Den Bot hat Gottfried Gaisbauer programmiert, der zu diesem Zeitpunkt für servus.at gearbeitet hat. Der Bot wurde bewusst unfertig gehalten.

[2] Gaia, die Titanen und Kronos – eine Geschichte für sich.

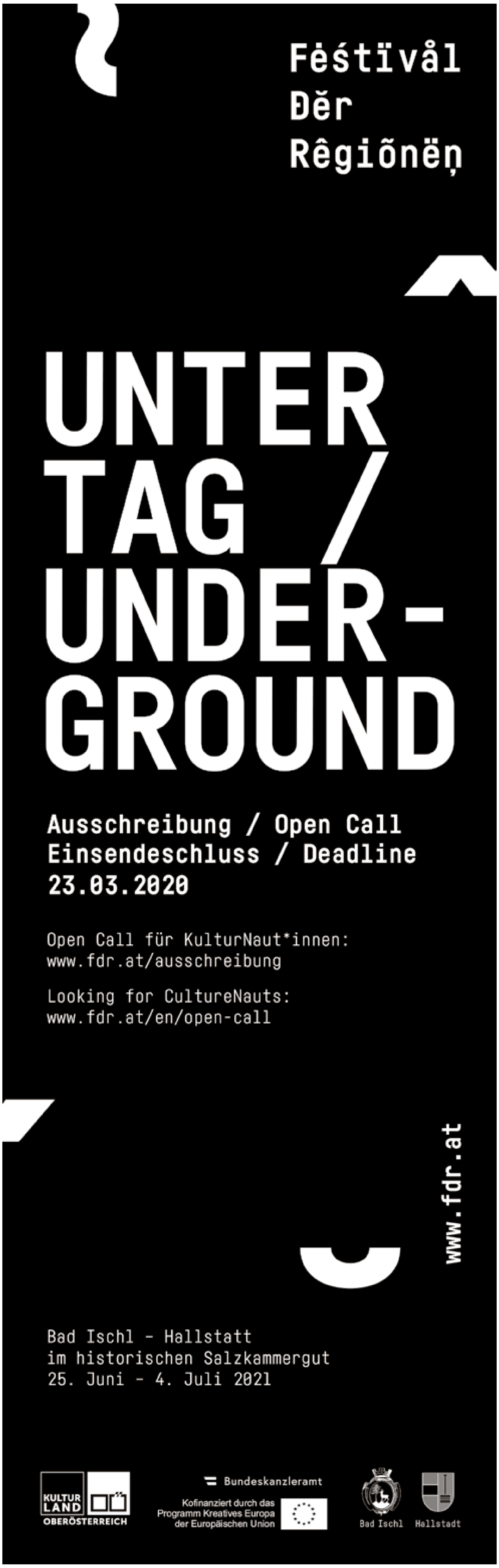
Tanja Brandmayr ist Künstlerin und Schreiberin, arbeitet in der Stadtwerkstatt. Die erwähnten Arbeiten von 2019: »The Unfinished Language« und »Deep Drilling for Contracts«. Die erwähnten kaputten Linguisten sind eine Handvoll SprachwissenschaftlerInnen und LeserInnen, die nicht namentlich genannt werden.

https://stwst48x5.stwst.at/the_unfinished_language

https://stwst48x5.stwst.at/deep_drilling_for_contracts

quasikunst.stwst.at

BEZAHLTE ANZEIGE



Schöne genrelose Zukunftsmusik

10 Jahre »The Future Sound« in der Linzer Stadtwerkstatt. Anlass für eine Ausschweifung, was clubmäßig in Linz geht und was nicht. Von *Heinrich Anton Schule.*

Ein Mann, eine Gitarre, ein Laptop, ein Controller. Wir hören per Hand gespielte Melodieskizzen, die sich, elektronisch manipuliert, zu Ambient-Kaskaden verdichten.

Dann eine Frau, ein Mikro, ein samplebeladener Laptop, ein Keyboard. Es bleibt inwendig, wird dann songorientiert, schließlich beatlastiger, tanzbarer. Das Publikum taut auf.

Dann wieder unser Mann von eben, jetzt mit Live-Drummer. Das Schlagzeug, präpariert mit Tüchern und Triggern, schickt Soundimpulse an den Laptop des Kollegen. Es steigt jetzt eine munter dahinfrickelnde Perkussionsparty zum Staunen, Hören und Grooven, was praktisch jede und jeder Anwesende auch tut.

Bild: Pressephoto

Sofie Birch

Die Rede ist hier von The Future Sound (TFS) #90, das am 7. Februar 2020 in der Stadtwerkstatt über die Bühne ging. Kirk Barley ist der Name des Mannes, der den Beginn des Abends bestritt und später an der Seite von Drummer Matt Davies als CAMD bestätigte, warum der House-Querschläger Matthew Herbert so große Stücke auf ihn hält. Er releast als Bambooman auf Herberts Accidental Records und war als solcher auch schon bei TFS zu Gast. Dazwischen konnten wir Elsa Hewitt kennenlernen, die aus Gitarrenloops, Field Recordings und Vokalharmonien Kleinodien des Dreampop zauberte, die in den berückendsten Momenten einer FKA Twins gut zu Gesicht stünden, aber im Gegensatz zu dieser durchaus auch treibende Kräfte jenseits der Selbstbeschau entwickeln können.

Alles in allem ein Abend, wie sie ihn sich wünschen, sagen Fino und Abby Lee Tee. Die beiden Veranstalter und DJs sind die Betreiber von TFS. Zusammen mit Wolfi Ortner, der das grafische Erscheinungsbild – ein schönes, weil auf Lese- und Sehgewohnheiten genüsslich pfeifendes, visuelles Pendant zur musikalischen Ausrichtung – beisteuert.

Zusammen kultivieren die drei ein Formatpflänzchen, das über das aus dem Clubkontext gewohnte Crowdpleasing doch recht weit hinausgeht. Es ist ein durchlässiges Format, das Experimente in den Club hineinträgt, aber auch ohne elektroakustische Vorstudien Spaß macht. Zwischen den Stühlen, so denn 2020 überhaupt noch welche zum Verschnaufen bereitstehen, tanzt es sich nach Future-Sound-Maßstäben einfach am besten.

Überhaupt Future Sound: Was soll das eigentlich sein? Ist die Zukunft nicht, wie der britische Musikautor Mark Fisher sinngemäß meinte, längst eine Parade von Phantomen der Vergangenheit, die uns eine Zukunft vorgaukeln, die letzten Endes aber doch nichts anderes sind als die gleißende Fratze des Spätkapitalismus?

Vielleicht besteht ja doch noch Hoffnung, ehe wir uns vom Spotify-Algorithmus in den ewigen Überwachungsschlummer gestreamt haben werden. Und die Hoffnung heißt in unserem Fall »Post-Genre« oder »Off-Genre« und beyond. Denn das sind die einzigen wackeligen Eckpfeiler, auf die man sich als stilistische Klammer bei TFS einigen kann. »Ich würde sagen, der einzige rote Faden ist, dass wir Leute einladen, die irgendwo im Umfeld von elektronischer Musik sehr eklektisch agieren. Ich sehe nicht, dass wir einen Abend gestalten mit einem Act, der Techno macht, einem der Ambient macht usw., sondern dass die Gäste in sich schon sehr breit gefächert sind«, umschifft Abby Lee Tee die Frage nach der Stoßrichtung von TFS.

Abby Lee Tee, der neben Fino zwischen den Acts die Turntables bedient, kommt eigentlich aus dem HipHop. Bei den Dialektrappern Hinterland legt er die Beats vor, ist aber auch im DJ-Zirkus kein Unbekannter. Über die Jahre schlichen sich in seine Sets immer abstraktere, verspieltere, manchmal sogar in Richtung House hinüberlugende Tracks ein. In diesem diffusen Off-Genre-Nebel ist er dann mit Fino kollidiert, der von den weirderen Ecken der Elektronik kommend, sich bei Broken Beats und Wonky eingegroovt hatte. Experimenteller HipHop traf auf moderne Bassmusik: Und da tat sich ein weites Feld auf, das seit dem 21. April 2010 jede Menge Früchte trägt.

Zufall und Notwendigkeit

An besagtem Tag fand in der Stadtwerkstatt eine Veranstaltung mit dem Titel »The Future Sound of Vienna« statt. Der Name weist eigentlich zurück in die 1990er, als das von Kruder & Dorfmeister betriebene Label G-Stone seinen längst sattsam bekannten Signature Sound in die Welt schickte. In unserem Fall war das aber keines dieser Handtaschen-Shmoove-Clubbings, sondern der Anfang von etwas Neuem, das, wie die meisten Dinge von Dauer, aus Zufall und Notwendigkeit entstand. Zufall, weil das heute international reputierliche Wiener Produzentengenie Dorian Concept mit einer Handvoll Kollegen den Science-Fiction-Film »The Cosmic War of the Planets« in Linz zur Aufführung bringen wollte. Und Notwendigkeit, weil es aus finanzieller und räumlicher Beengtheit einer Kooperation von Kapu und Stadtwerkstatt bedurfte, um das Ding zu wuchten.

Es wurde ein Erfolg, dem weitere folgen sollten und die seither in ein- bis zweimonatiger Regelmäßigkeit daran erinnern, dass man in Linz tatsächlich auch live avanciertere elektronische Musik entdecken kann. Gebrannte Stahlstadtkinder haben ja im kleinen clubmusikalischen Glücksspiel nicht gerade das große Los gezogen. Cocktails schlürfen in der wochenends zum Club umfunktionierten Bar geht dankenswerterweise, ja. Auf den Tinder-Strich gehen, während der DJ von Daft Punk zu Helene Fischer switcht, ebenso kein Problem. Und für eine Volldröhnung bei Gabba, Ragga, Psy-Trance oder Drum'n'Bass ist auch nicht unbedingt eine Reise in die nächstgrößere Stadt nötig. Aber der Alltag macht elektromusikalisch gesehen eher mürbe, gäbe es da nicht Initiativen wie den Raumteiler, Holy Hydra, Tresor, den Club Unten oder kürzlich das von einer Ausstellung im OK begleitete Klubinstitut, um die umtriebigsten zu nennen.

Wenn's mal etwas mehr sein darf, braucht es die Potenz eines geförderten Festivals. Weil aber bei der Ars Electronica die musikalische Komponente seit Jahren eher eine Randexistenz fristet und als wohlfeiler Türöffner zum Nicht-Fachpublikum herhalten muss, flüchtet man als elektronisch gepolter Linzer eben in Städte, die nicht viel größer oder gar kleiner sind: Nach Graz zum Elevate, nach Krems zum Donaufestival oder nach Innsbruck zum Heart of Noise. Von Wien, Berlin, Barcelona, Krakau etc. ganz zu schweigen.

Aber selbst bei den größeren Festivals macht sich mittlerweile oft ein programmatischer Gleichklang breit. Es werden alljährlich jene Namen von einem zum anderen durchgereicht, die gerade Hype-Status genießen, Trendgenres wie Footwork oder gqom abgehandelt und zusammen mit zugkräftigen Dauergästen in die Auslage gestellt.

Bei TFS liegt die Sache etwas anders. Naturgemäß auch deshalb, weil man sich das Hype-Pingpong schlicht nicht leisten kann. Lieber hat man sich nach eigenem Gutdünken einen scheuklappenbefreiten Bildungsauftrag auferlegt: Fino: »Es war schon unser Anspruch, eine Reihe zu kreieren, die es Leuten abnimmt, sich intensiv mit der Musik zu beschäftigen. Sondern das Vertrauen in die Kuratorenschaft zu legen, und zu sagen: Dort gehen wir hin, dort erleben wir was, was mir ein Programm bietet, das nicht nur dancy ist. So gesehen sind wir definitiv in einem totalen Aufklärungsunterricht unterwegs.«

Der TFS-Lehrplan bleibt indes erfreulich durchlässig, verlangt aber sowohl Künstlern als auch Publikum eine grundsätzliche Sprungfreudigkeit ins kalte Wasser ab. »Spiel das einmal nachmittags jemanden vor und sage: Da gehen wir heute Abend hin. Das wäre normalerweise ein Griff ins Klo«, ist sich Fino des Risikos bewusst, den Partybedürfnissen nicht unbedingt gerecht zu werden. Aber auch ein Artist wie der Experimentaldrummer Julian Sartorius kann durchaus ins Schwitzen kommen, wenn vor seinem Auftritt der Saal bereits im Four-to-the-floor-Tanzmodus ist und er die Veranstalter darauf hinweist: »Aber ihr wisst schon: Ich spiel' keine Beats.« Finos Antwort: »Julian, egal, was du machst, wir stehen hinter dir. Hau mal rein.«

So undogmatisch läuft das bei TFS. Und so liest sich die Liste der Namen, die während der zehn Jahre bei TFS vorbeigeschaut haben, wie ein höchst subjektiver, alle Nischen ausleuchtender Rückblick auf die elektronischen Zehnerjahre. Da finden sich neben Künstlern, deren man noch vor ihrem Karrierehöhenflug habhaft werden konnte, wie z.B. Nosaj Thing, Floating Points oder Om Unit, eine ganze Reihe von verlässlichen Eigenbrötlern wie Jan Jelinek, Ritornell, Busdriver oder Daedelus. Meistens aber haben wir es mit Acts zu tun, die unter oder überhaupt jenseits des Hype-Radars frei dahin flottieren, die einmal einen eher kompositorischen Ansatz verfolgen, ein andermal von der Improvisationsecke kommen, jedenfalls aber die Rezeptionsgewohnheiten eines durchschnittlichen Clubgängers auf die Probe stellen.

Es wird was geben

Davon dürfen wir auch ausgehen, wenn am 16. und 17. April 2020 zum Doppelschlag TFS #91 ausgeholt wird. Für das zehnjährige Jubiläum hat man am ersten Abend mit der Kopenhagenerin Sofie Birch und der kürzlich von Berlin nach Wien gewechselten Rosa Anschütz zwei Künstlerinnen geladen, die im weiten Feld der synthiebasierten Ambient Music irgendwo zwischen Neo-Romantik und Dark Wave operieren. Und tags darauf kündigt sich ein Heimspiel mit namhaften Wiener Future-Sound-Freunden an. Neben zwei zu Redaktionsschluss noch nicht bestätigten Acts werden Katharina Ernst und Peter Kutin vom Ventil-Label mit einer polyrhythmischen Noise-Performance aus der Komfortzone locken.

Und danach? Ob die Marke TFS weitergeführt wird, bleibt vorerst offen. Wenn, dann gender equal wie bisher. So weit, so selbstverständlich. Und weil man ja auch nicht jünger wird und schon gerne mal einen Abend vor vier beschließen möchte, könnte das Konzertformat in Zukunft eine größere Rolle spielen. Aber letzteres ist jetzt bloß eine Vermutung. Sicher ist nur: Es wird was geben.

Heinrich Anton Schule ist Texter in Linz. Als DJ Mao verlegt er auch Platten.

THE FUTURE SOUND #91 /
10 JAHRE THE FUTURE SOUND /
THE END OF THE FUTURE

16. und 17. April 2020, Stadtwerkstatt

16. April 2020 / 19:00
Rosa Anschütz (Quiet Love Records / AT)
Sofie Birch (Proton /DK)
WM_EX10 WM_A28 TCM_200DV BK26 (Stefan Tiefengraber / AT)
TFS DJ's

17. April 2020 / 20:00
Katharina Ernst (Ventil Rec. / AT)
Peter Kutin (Ventil Rec. / AT)
Dorian Concept Ambient Set (Affine Rec. / AT)
TFS DJ's

THE FUTURE SOUND PLAKATE #01-#91

Das Format »The Future Sound« besteht als Reihe für elektronische Musik seit 10 Jahren. Aus diesem Anlass wird es mit der Veranstaltung eine Plakatpräsentation aller veranstalteten Soundartists geben.

STWST Foyer im 1. Stock, Eröffnung 16. April

club.stwst.at

Extrametrisch

Im Rahmen von »The Future Sound« tritt im April Katharina Ernst in der STWST auf. *Georg Wilbertz* hat sich das polyrhythmische Spiel der Schlagzeugerin angehört.

Bild: Michael Breyer

Der unumgängliche Rechercheblick auf Youtube ergibt ein ernüchterndes Resultat. Gibt man »Schlagzeugerin« oder »female drummer« in die Suchzeile ein, erscheinen zumeist junge Frauen, die unter erheblichem Körpereinsatz (mit oft entsprechend betonender Kleidung) Drumcover bekannter Songs zum Besten geben. Ob das millionenfache Interesse, das diesen Clips entgegengebracht wird, eher der musikalischen Qualität oder anderen Attributen geschuldet ist, mag dahingestellt sein. Zumindest ist es ein unmittelbares Indiz für den Umstand, dass es Schlagzeugerinnen bis heute einigermaßen schwer haben, mit einem traditionell männlich dominierten Instrument auch auf anderen musikalischen Feldern zu reüssieren und erfolgreich arbeiten zu können. Auch wenn sich die Situation langsam verbessert, bleibt eine Schlagzeugerin auf der Bühne eines Jazz- oder Improvisationsfestivals nach wie vor eine – oft genug irritiert bestaunte – Seltenheit.

Mit der inzwischen in Berlin lebenden, aus Wien stammenden Katharina Ernst begegnet uns eine dieser Ausnahmeerscheinungen. Und es verwundert nicht, dass Ernst, sich dieser Ausgangssituation bewusst ist. Bei aller musikalisch-künstlerischen Eigenständigkeit, die Ernst in den letzten Jahren entwickeln und verankern konnte, bleibt der Aspekt der genderneutralen Gleichberechtigung am Schlagzeug eine wichtige Motivation für ihr Tun. Ihr erklärtes Ideal ist es, wenn niemandem mehr auffallen würde, ob Frau oder Mann hinter den Trommeln sitzt.

Auch wenn das Schlagzeug das bevorzugte Instrument ihres künstlerischen Schaffens und Ausdrucks ist, versteht man ihren Umgang und ihre musikalische Herangehensweise nur vor dem Hintergrund einer bewussten Multidisziplinarität. Für diese definiert Ernst auf ihrer Homepage drei sympathisch-lakonische Kategorien (»klingt«, »zeigt« und »klingt & zeigt«). Klickt man sie an, wird deutlich, dass sich hinter jedem Unterpunkt unterschiedlichste künstlerische Aktivitäten und Projekte mit verschiedenen PartnerInnen verbergen.

Körper, Spiel und Klang

Katharina Ernst begann mit dem Schlagzeug im Alter von 9 Jahren. Ihrem Spiel liegt allerdings keine klassisch-akademische Ausbildung zu Grunde, sondern sie erlernte das Instrument durch private Initiative. Studiert hat sie Malerei und bis heute befasst sie sich intensiv mit Zeichnung, Malerei, Installation und Fragen künstlerischer Konzeption. Diesen vielschichtigen biographischen »Überlagerungen« entspricht die Komplexität ihres musikalischen Schaffens, das Grenzbereiche zu Performance, Text und Theater auslotet, berührt und überschreitet. So ist ihre Arbeit für die Bühne gekennzeichnet durch eine vitale, zuweilen fast aggressive Herangehensweise. Beispielsweise im 2015 uraufgeführten Raststättenstück »Dosenfleisch« von Ferdinand Schmalz. Katharina Ernst lieferte für die Handlung keinen Hintergrund-Soundtrack, sondern wurde mit ihrem Schlagzeug prominent auf der Bühne positioniert. Ihr Spiel wurde damit zum integralen Teil der Inszenierung, unterstrich oder konterkarierte das Geschehen, trieb die Personen an. Neben der teilweise massiven klanglichen Wirkung spielte dabei die körperliche Präsenz und Ausdruckskraft der Schlagzeugerin eine wesentliche Rolle. Wie bei kaum einem anderen Instrument verbindet das Schlagzeug – auch für die Zuschauenden – die physische Performance mit dem akustischen Erleben. Nicht wenige SchlagzeugerInnen nutzen die dieser Verbindung innewohnende »Theatralik«, um ihre Wirkung auf das Publikum zu steigern.
Dass auch für Katharina Ernst die Verbindung von Körper, Instrument, Raum und Bewegung elementar ist, machen ihre performativen Arbeiten deutlich. Im 2012 erstmals realisierten »a : z« (ausdehnen / zusammenziehen) interagiert Ernst vermittels Bewegung und isolierten Schlagzeugteilen, die teilweise geworfen, gerollt oder über den Boden geschoben werden, mit dem Raum und seiner Atmosphäre. Körperliche Aktion und akustisches Geschehen werden auf diese Weise raumgreifend in ein unmittelbar wirksames, abstrakt-theatralisches Zusammenspiel gebracht.

Die in derartig performativen Kontexten spürbare expressive Qualität körperlichen Agierens macht einer ruhigeren, konzentrierten Haltung Platz, wenn Katharina Ernst als Solo-Schlagzeugerin am Set spielt. Womit wir wieder bei der Musik wären.

Improvisation und Ordnung

Auch wenn darin eine Vereinfachung liegt, kann man das musikalische Schaffen von Katharina Ernst in zwei grundlegende Richtungen unterscheiden. Einen Pol bildet die freie Improvisation. Neben den Aspekten der Freiheit, der Spontanität und der Möglichkeit des Experiments ist es vor allem die Notwendigkeit zum intensiven musikalischen Dialog, die beim Improvisieren für die Musikerin bedeutend ist. Klanglich kennt die Improvisation keine Beschränkungen, wodurch sich nicht nur das instrumentale Spektrum erweitert. Zugleich entsteht im Idealfall eine musikalische Unmittelbarkeit, die nicht nur das Zusammenspiel der MusikerInnen beeinflusst, sondern sich direkt dem Publikum vermittelt. Es ist häufig ein Spiel der Dekonstruktion, der Irritation und des scheinbar Chaotischen. Den zweiten wesentlichen Pol bilden komponierte, durchstrukturierte Musikstücke für Schlagzeug solo.

2018 veröffentlicht Katharina Ernst mit »Extrametric« (Ventil Records, Wien) ihr erstes Soloalbum, das als Quintessenz einer langjährigen Beschäftigung mit klanglichen und rhythmischen Strukturen und Potentialen des Schlagzeugs betrachtet werden kann. Es fällt eine zunächst kaum bewusst wahrnehmbare, scheinbare Ambivalenz im Umgang mit dem musikalischen Material auf, die auch bei ihrer bildnerischen Arbeit beobachtet werden kann. In beiden Bereichen geht Katharina Ernst durchaus von einem »klassischen«, tradierten und wiedererkennbaren Fundament aus. In den Bildern sind es – teilweise – traditionelle künstlerische Techniken und Mittel. Auf »Extrametic« sind es bekannte klangliche und rhythmische Modi der Perkussion, die innerhalb des Erfahrungshorizonts der ZuhörerInnen liegen. Die archaische Klang- und Geräuschwelt des Schlagzeugs sowie die Bindung an unterschiedlich komplexe rhythmische Strukturen verweisen auf die vertraute Tradition des Instruments und seiner Ausdrucksmittel.

Rhythmus und analoger (quasi »natürlicher«) perkussiver Klang bilden das Grundgerüst der Musik. Das Set wird dabei um eine Vielzahl weiterer Schlaginstrumente erweitert, so dass eine große klangliche Variationsbreite möglich ist. Mittels Drumcomputer und elektronischer Verfremdung werden die analogen Klänge in andere klangliche Sphären überführt, die das reine Schlagzeugspiel unterstützen, konterkarieren und in seiner Wirkung intensivieren. Das Resultat ist eine komplexe, hoch verdichtete akustisch-musikalische Struktur.

Polyrhythmische Verschränkungen

Neben diesen Mitteln ist es vor allem das polyrhythmische Spiel von Katharina Ernst, das die Vielschichtigkeit und Komplexität ihrer Musik auf dem Soloalbum prägt. Die Polyrhythmik ermöglicht es unterschiedliche Patterns und Beats mit- und gegeneinander zu verschränken und zu überlagern. Verschiedene Tempi, Metren und dynamische Charakteristika verstärken den Eindruck eines komplexen, vielfach aufeinander bezogenen musikalischen Geschehens. Zugleich ist eine strukturelle, auf rhythmischen Grundelementen basierende Gleichförmigkeit dominierend, die die HörerInnen zu eigener Bewegung und Tanz verführen kann. Häufig kaum bewusst wahrnehmbare Variationen, Veränderungen und mikrostrukturelle Verschiebungen innerhalb des auskomponierten Ablaufs evozieren bei grundsätzlicher Gleichförmigkeit eine unterschwellige Spannung. Das Zusammenspiel aus definiertem, stabilen Rhythmus, Veränderung und elektroakustischer (»künstlicher«) Verfremdung erzeugt einen Sog, dem man sich nur schwer entziehen kann.
Es ist sicher kein Zufall, dass viele dieser Elemente und Mittel an Tendenzen erinnern, die aus der Minimalmusic oder von seriellen Kompositionsmethoden bekannt sind.
Für Katharina Ernst ist es wichtig, dass die so entstehende musikalische Komplexität auch live als Solo-Performance realisiert werden kann. Dabei werden keine Playbacks eingesetzt, sondern sie überblickt und beherrscht in der Aufführungssituation das gesamte Geschehen, kann es beeinflussen, variieren und anpassen.

Trotz der fast manipulativen Dominanz von Rhythmus und Struktur bieten die Solo-Performances von Katharina Ernst in ihrer Vielschichtigkeit für die ZuhörerInnen die Möglichkeit der Wahl, der individuellen Konzentration und des persönlichen Filterns. Auf spannende Weise verbindet Ernst das »Dogma« der festen Struktur mit den Paradigmen von Wahl und Freiheit. In diesem Sinne eine schon fast »politische«, zumindest hoch aktuelle Musik.

www.katharinaernst.com

Katharina Ernst im Rahmen von: The Future Sound #91, 17. April

---

Georg Wilbertz ist Architektur- und Kunsthistoriker sowie Schlagzeuger. Er lebt in Linz.

Organized by
servus.at kunst & kultur im netz
Timebased Media
kunstuniversitätlinz Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung

Partners
afo architekturforum oberösterreich
STADT WERK STATT
WILLY FRED
RADIO FRO

Main Sponsors
aconet austrian academic computer network
arte linz

Funders
Bundesministerium Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport
Linz Kultur
Linz verändert
KULTUR LAND OBERÖSTERREICH
pb österreichische gesellschaft für politische bildung

Co-sponsors
LINZ AG TELEKOM
Ottakringer
Pedacola
K
einDRUCKsvoll www.eindrucksvoll.at

BEZAHLTE ANZEIGE

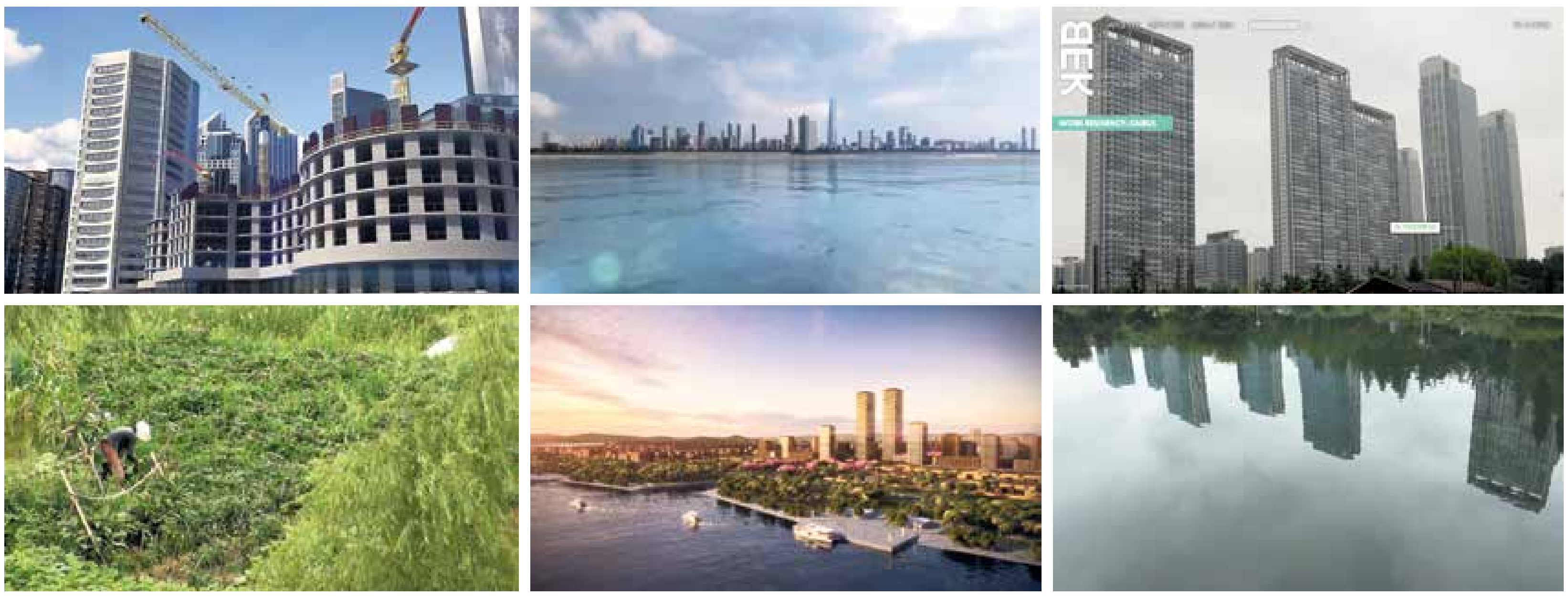
The sun always shines in the Smart City

Kairus will present their ongoing research in the next edition of AMRO Art Meets Radical Openness 2020, 20th - 23rd of May 2020, »Of Whirlpools and tornadoes«. *Davide Bevilacqua* is talking with Andreas Zingerle and Linda Kronheim about privatized cities between surveillance and sustainability.

Andreas Zingerle and Linda Kronman, founders of the artist collective KAIRUS are long time servus.at community members. In Gorizia, Italy, they presented their most recent work »Future past still in the making«, a four channel video installation which gathers commercial found footage materials created by companies that develop technologically-based urban projects.[1]
3D architecture renderings, satellite timelaps and promotional videos, paired with documentary film of urban settings and tech innovations alternate with graphics displaying the concepts and rhetorics developed around one of the utopian-futuristic topics par excellence: the smart city.

Also referring to the recent research of servus.at, I am very interested in the the relation between »smart« tech and »sustainability«, which is one of the recent trends that can be seen in the field of smart cities but also in the general in the tech world. The main idea here is that newer and more developed technology is necessarily better functioning and especially saving resources than older ones. How does this work in the field of smart cities?

Well, IBM and CISCO both coined the term »smart city« and used it to describe »instrumented, interconnected, and intelligent« cities that are the manifestation of the Internet of Things, applying sensors to generate data that can be communicated, integrated and analyzed to make some aspect of city life to function more efficient. In order to reach this »Internet of everything« level of efficiency, we will have to accept a 24/7 monitoring, quantification of our behaviour and predictions to improve the general efficiency. Often this process of smartification is argued with sustainability, eco-friendlyness and more resilient infrastructures. As Adam Greenfield notes, »Never before have corporations been so deeply embedded both in the planning process, shaping a cities' identity as well as in providing infrastructure«. Often people forget that more tech hardware in our city also means higher maintenance and more e-waste, which is definitely not more sustainable. Still, there are huge investments in city projects in Hangzhou (China), Eko Atlantic (Nigeria), Masdar (UAE), and Amavarati (India) that proof such developments.



Filmstills aus »Future past still in the making«

The Smart city is often described as living and sensing, where buildings and infrastructure are no longer »inanimate« and are planned to play an important role in the urban system based on sensors, actuators, and data streams. Where is the space for the city inhabitants? Is their life as well highly »designed« to fit into the logic of the algorithmic urban landscape?

Through our study of smart city PR-material we found that new cities built from scratch get branded as ‚smart cities' and are promoted as final products for their ‚ideal' citizens. The PR-material targets international businesses, addresses future citizens and supports re-shaping national identities. The ‚ideal inhabitants' of the smart city landscape is of a specific kind, when it comes to planning how the city should include their living patterns: they work for an international business hosted in the city, are privileged, well educated, and embrace the technological landscape they are living in. These people do not question or want to change their social or political situation, and are considered the alpha adapters of the city of the future. The city provides a perfectly designed work-life balance, which includes rapid and optimized commuting infrastructure for maximum efficiency to their working environment, but also ensuring enough leisure time to be an active consumer in nearby shopping malls. They can be seen as »sensing nodes of the city«, a term coined by Jennifer Gabrys in her research about citizen sensing and environmental practice. Citizen-users are fundamental part of the system: they are constantly connected and use the city infrastructure, generating data to predict the future of the city.

In the highly designed space data collection, monitoring and surveillance are interwoven since the urban planning in the way the city works. Is there space for personal choices or alternative way of living, dissent or protest? Can one 'opt out' and freely choose to give or refuse permission to data tracking and monitoring by the city infrastructure?

In this context ‚opting out' might be the adoption of behaviours not to be monitored such as using an anti-Computer Vision make-up, specially designed clothes to obfuscate or generate false data, or turning-off location tracking on phones, but there are also other strategies such as behaving in a different way than designed, hence, re-appropriating the city to our needs. »By visiting smart cities in South Korea, we observed that many citizens do not conform to the envisioned picture of the idealized smart citizen. They begin to adapt the living space by using various strategies to shape the city.« An example of this is the use of empty spaces in Songdo, where inhabitants started illegal urban farming in the abandoned slots next to skyscrapers.

These empty spaces are here due to the financial crisis of 2008, when many investments were put on hold or even cancelled. How does a smart city cope or react to this developments? How do they adapt to the failure of their business agenda?

In this case, they go green! Interestingly, over the years Songdo's PR strategy shifted and started promoting the city as »sustainable«, »eco-friendly« and »green«. These areas were reserved for other commercial buildings, but remained unbuilt and left to nature. Accordingly, the marketing department includes this into their narrative, claiming that over 40% of the city surface are parks, green areas and a Jack Nicklaus Golf Club. Many buildings of the city have »Leadership in Energy and Environmental Design« Certificates (LEED) and therefore the city is the perfect place for living a green and sustainable life. This is a big contradiction, since the whole city is built on reclaimed land from the yellow sea. And no-one mentions that several small fishing villages, coastal tidal flats and wetlands inhabiting a diverse population of endangered waterbirds, migratory waders, fish and plants were destroyed in the reclamation process. And yet, Songdo brags about its green spaces and sustainable building certifications.

Cities in the Middle East and Asia are the »business target« of smart city prototypes, where lighthouse projects are built, and whole cities become showrooms and demo-cities to be sold to other cities. How can this work, let's say, in Austria? Can a similar entanglement between private infrastructure and public, governamental sector be established also in Europe?

Well sure this developments are happening in Europe as well, just on a smaller scale and with a certain delay.
One difference is that in Asia this top-down decision making processes work very well, probably because of their young democracies driven by economic interest where the private sector has higher influence on policies. In Europe, though, neoliberal governments started cooperations with tech companies and implement »smart city« initiatives, look at Barcelona, Berlin, the Seestadt Aspern district in Vienna or the Grüne-Mitte initiative in Linz. Here, for examples, »Smart Information« visualization is supposed to raise awareness for citizens about their energy consumption in comparison to their neighbours or other streets. If the project is not carefully designed and implemented it could enforce an antagonist behaviour of mutual control between neighbours. It happened in other cities like Bristol in the UK where these interfaces are proposed as feedback loops for citizens engagement and energy savings, but in reality they do not necessarily help people to be more efficient. On the side, they rather contribute to a very hierarchical and antagonistic society, creating a participatory panopticism, or omnipticism, in which people watch, control and compete against each other. »How efficient is your lifestyle?« and »who is saving most energy in the neighbourhood« can become more important than actually working together towards a more sustainable community. To some people this will sound as a very interesting logic, but in reality the perspective of socially embedded control by anyone at anytime is quite disturbing.

We should try not to fall into this logic and study carefully the different initiatives in Europe and in the world, looking for projects that also make sense in other cities. By planning the future of cities, one should not forget that each city is unique and its digitalization will be a very long process. This calls for our active engagement on a community level, rather than watching the marriage of government and private sector.

---

[1] The show was entitled Recalculating. Computing territories and their analog actuators, curated and organized by servus.at member Davide Bevilacqua in collaboration with local cultural initiative altreforme.

Davide Bevilacqua ist Künstler und Kurator. Seit 2017 entwickelt er das Kunst- und Kultur-Programm bei servus.at und das AMRO Festival Art Meets Radical Openness.

OPEN CALL
FÜR STWST48X6 MORE LESS
11.-13. SEPT 2020

Die völlig ausbalancierte ST-W-ST hat im Gleichstandjahr 20-20 das STWST48-Thema für die unverhältnismäßig gekippten Mehr-oder-weniger-Welten entwickelt: STWST48x6 MORE LESS. Mit MORE und LESS stellen wir im Jahr 2020 die relevanten Fragen nach den zukünftigen Mehr-oder-weniger-Situationen, den Nicht-Gleichstandsbereichen, den Gegen-Gültigkeitszonen und den Arealen der Nicht-Nullsummenspiele der Zukunft.

MORE_ Vor dem Hintergrund von schreienden Ungleichgewichten, Verteilungskampf, Ressourcenknappheit, ökologischen Schranken, sozialen Fragen, Zugangsfragen, Zukunftsängsten, Umverteilungsversuchen, Selbstbeschränkungs-Visionen, Awareness-Prekariaten, vor der Kulisse von Gleichmacherei, Hyperfortschritt, Netzwerkphantasien, Totalüberwachung und einer Szenerie der Vielen gegen die Wenigen, dem Battle von Avantgarde, kritischer Masse und Mitte-Extremisten, vor all diesen scheinbaren und tatsächlichen Fragen eines Mehr oder Wenigers wollen wir mit STWST48x6 MORE LESS Prozesse und Projekte thematisieren, die den Unterschied machen.

LESS_ Mit Prozessen und Projekten, die den Unterschied machen, wollen wir einen Blick auf die Zonen von Kunst, Natur, Information, Movement und Sounds werfen – und damit vor allem auf andere Netzwerke, ästhetische Strategien, autonome Politiken und alternativen Metabolismen, die durch Fragen eines Mehrs, Wenigers und vor allem eines ANDEREN angetrieben sind. Uns geht es um die Einzelnen und die Vielen in größeren Systemen sowie um rationale und irrationale Zugänge des Alles und Nichts in größeren Kontexten von Welt, Gesellschaft und Kosmos. Nichts weniger. Und vice versa in alle Richtungen.

OPEN CALL_ Die Stadtwerkstatt sucht lokale und internationale KünstlerInnen und kritische ProduzentInnen aller Sparten, die erst zu entwickelnde, aber auch fertige Projekte einreichen können.
Einreichungen mit Selbstbeschreibung, Projektbeschreibung, bzw Projektkonzept auf insgesamt maximal 5 Seiten bis 10. Mai an *office@stwst.at*

Die ausgewählten Arbeiten werden in der Stadtwerkstatt bei STWST48x6 MORE LESS gezeigt – einer 48-Stunden-Nonstop-Showcase-Extravaganza der STWST, abgehalten vom 11.-13. Sept in Kooperation mit Ars Electronica.

Stadtwerkstatt: *stwst.at*
Alle 48-Stunden-Nonstop-Showcase-Extravanganzas: *stwst48-all.stwst.at*

BEZAHLTE ANZEIGE

Impressum versorgerin Nr. 0125 / märz 2020 . herausgeber: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . digitales archiv: archive.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: jakob breitwieser und redaktion . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**